heſchiel.
ter dem
enzahn.
3.

R. M.

<36635599300013

Unter dem Eisenzahn.

Dritter Band.

Unter dem Eisenzahn.

Brandenburgischer Roman in drei Büchern

von

George Hesekiel.

Dritter Band.

Berlin, 1864.

Verlag von Otto Janke.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Inhalt.

Zweites Buch.

Grünen und Blühen. (Fortsetzung.)

Drittes Buch.

Reifen und Aerndten.

Sechstes Capitel.

In Yolantha's Schlafgemach.

Wir führen den geneigten Leser zu früher Morgenstunde an dem Tage nach dem großen Turnier in ein Gemach des Palastes von Ritour, der Residenz der burgundischen Herzoge Valesischen Stammes in der Stadt Lille.

Es ist das ein prächtiges, wenn auch eben nicht räumliches Gemach, das zu einem Drittheil etwa von einer mächtigen Himmelbettstatt eingenommen ist. Der Himmel, die Ueberdachung dieses Bettes, wird von starken Bändern gehalten, die an den sich kreuzenden Deckbalken befestigt sind. Von allen Seiten hangen verschiebbare Vorhänge von gelber Seide nieder, die aber, zurückgeschoben oder in künstlichen Knoten aufgeschürzt, einen freien Blick auf das Bett selbst gestatten. Die Rückwand der Bettstatt

am Kopfende ist mit einem gestickten Teppich bekleidet, der eine Frauengestalt, vielleicht das Bild einer Heiligen, zeigt. Die Kissen, ebenfalls mit gelber Seide bezogen und mit einem Leilach von weißem Leinen mit rothen Zickzackstreifen belegt, sind hart und fest; es sind mehr Polster als Kissen. Ein Deckbett ist nicht da, sondern nur zwei Decken, die Eine von feiner, weißer Wolle mit rothen Säumen, die Andere von gelber Seide mit weißen Fransen.

Die Unordnung, in welcher sich die Kissen, wie die Decken befinden, verräth, daß das Bett soeben nach unruhigem Schlaf verlassen wurde.

Die Wände des Gemachs sind mit einer glatten braunen Holzvertäfelung bekleidet, rings an den Seiten hin laufen Bänke, die mit Kissen oder Polstern belegt sind, diese haben Ueberzüge von braunem Leder, in welches silberne Blumen gepreßt sind. Zu Füßen des Bettes, an der Wand, steht ein Betstuhl, mit reicher Holzschnitzarbeit und Vergoldung ausgestattet; vor dem Betstuhl liegt ein Kniekissen in bunter Wollenstickerei, auf dem Betstuhl sieht man reichgebundene Bücher, einen Rosenkranz von ächten Perlen und goldnen Paternosterkugeln und eine Geißel,

deren seidene Schnuren in zahllose, kleine Knötchen geknüpft sind, der Disciplin ähnlich, welche in den Nonnenklöstern zur Buße gebraucht wird.

Ein Tisch, mit einer weißen Decke belegt, trägt eine silberne Platte mit einer Kanne und einen Becher von gleichem Metall. Die hochangelegten Fenster geben dem Gemache den Charakter einer wohlgesicherten, unentweihten Verborgenheit, welche durch den warmen Duft balsamischer Essenzen, der durch eine halboffene Thür hinter dem Bett hinein zieht, etwas Weiches und Üppiges erhält.

Wir haben unsern Lesern das Schlafgemach einer vornehmen Dame im fünfzehnten Jahrhundert geschildert, der aromatische Duft zieht aus dem anstoßenden Bade- und Ankleidezimmer herein.

Die Dame hat ihr Bad genommen und sich in ihr kurzes Morgengewand von zarter, weißer Wolle gekleidet, sie tritt soeben in das Schlafgemach zurück, um den Morgentrunk zu nehmen.

Wir wissen, daß Yolantha eine Schönheit war, vielleicht aber war sie in alle Pracht und Herrlichkeit ihres herzoglichen Vaters gekleidet nicht so verführerisch schön, wie in diesem schlichten weißen Wollengewande, welches eng anschließend die zarte

Rundung ihrer Körperformen, die ganze edle Bildung ihres Leibes zeigte. Die glänzenden braunen Locken, noch ungeordnet und noch feucht vom Bade, fielen lang auf die Schultern und in den Nacken, die zarten Wangen waren lebhaft geröthet und die etwas vorstehenden braunen Augen hatten einen eigenthümlich verführerischen Glanz.

Yolantha ließ sich in einem der beiden kreuzbeinigen, bequemen Sessel nieder, welche vor dem Tische standen, streckte behaglich die Füße aus, deren rosige Farbe das kurze Gewand von der halben Wade an sehen ließ, denn sie waren noch nicht mit Strümpfen bekleidet, sondern nur mit Schuhen von gelbem Sammet, welche mit weißem Pelzwerk gefüttert waren.

Langsam schlug die schmale weiße Hand der Dame den schön verzierten Deckel der Kanne auf und mit sichtlichem Behagen sog sie den heiß emporwallenden Duft des süßen Gewürzweines ein, bevor sie den kleinen Silberbecher füllte und von dem dunkeln Süßtranke nippte. Wie Yolantha so da saß und mit den zierlichen Fingern, bald die gerösteten Weißbrodschnitte krümelte, bald kleine Bissen, bald den Becher zum Munde führte,

erinnerten ihre saubern, geräuschlosen und doch anmuthigen Bewegungen an die zierlichen Wendungen eines jungen Kätzchens. Uebrigens gab sich beim Essen und Trinken um die etwas üppigen Lippen des knospenartig geöffneten Mundes der Dame ein Zug kund, welcher die Feinschmeckerin verrieth. Man sah ihr an, daß der Morgentrunk ihr behagte, weil der Wein in richtigem Maaße gewürzt, weil ihr Brod nicht zu stark und nicht zu schwach geröstet war. Beides war gerade recht, also vollkommen, und das ist das Wesen der ächten Feinschmeckerei, daß sie selbst das Einfachste und Gewöhnlichste in seiner Vollkommenheit begehrt, aber dann auch höher schätzt als das Seltenste in minderer Vollkommenheit.

Woran denkt denn Yolantha bei ihrem einsamen Frühmahl? Ihr Mund lächelt zuweilen überaus liebreizend, aber ihre Augen blicken ernst dabei und auf ihrer schönen Stirne ziehen sich mitunter Falten zusammen, die dem edlen, stolzen Antlitz einen ganz eigenthümlich finstern und drohenden Ausdruck verleihen, den man kaum erwartet in diesen Zügen, die zwar stolz, vielleicht auch ein wenig hochmüthig sind, aber doch vorherrschend den Charakter einer edlen Freundlichkeit tragen.

Mit einem rothen Fazzinettlein trocknet Yolantha die Spitzen der Finger; auch diese Bewegung erinnert an die Sauberkeit, an das Putzen eines weißen Kätzchens.

Da öffnet sich die Thür, welcher Yolantha gegenüber sitzt, die pfahlgrade Gestalt Clementias von Champfleury, die wir aus dem Hause des Meisters Bertran von Chimay kennen, erscheint und meldet mit steifster und feierlichster Grandezza, daß „Monseigneur der mächtige Prinz Karl," seinen Besuch melden lasse und sofort zur Stelle sein werde.

„Gib mir meinen Mantel, liebe Clemence!" sagt Yolantha sich langsam erhebend.

Die gute Muhme der drei Enkelinnen des letzten Minstrels von Burgund legt ihrer Dame den weiten gelben Seidenmantel mit großer Würde, tief hängender Unterlippe und ohne im geringsten ihre grade Haltung zu ändern, um die Schultern; Yolantha setzt sich sofort wieder und Clementia von Champfleury verschwindet mit einer Kniebeugung, die sie mit vollkommen gerade gehaltenem Oberkörper meisterhaft ausführt.

Mit einem erwartungsvollen Lächeln blickt Yolantha nach der Thür, bald vernimmt sie einen

harten Tritt, der von einem leichten Sporengeklirr begleitet ist, dann fliegt die Thür auf und Karl der Kühne tritt ein.

Der wilde Fürstensohn hat heute seinen guten Tag, zwar fliegt sein dunkles Haar wie immer wirr um den eckigen Kopf und das unschöne, von mächtiger Leidenschaft tief gefurchte Antlitz, aber die Stirne ist ohne Falten, das düstere Feuer der dunkeln Augen erscheint gedämpft und ein Lächeln, welches freilich durchaus ohne Anmuth, aber doch nicht ohne Gutmüthigkeit ist, schwebt um die schmalen Lippen.

Yolantha erhebt sich, aber schon ist Karl bei ihr, umfaßt sie mit seinen langen, sehnigen Armen, küßt sie mit einem Feuer, das man beinahe einer mehr als brüderlichen Zärtlichkeit zuschreiben könnte, auf Mund und Wange, drückt sie auf ihren Sitz zurück und wirft sich dann mit heiserm Lachen in den andern Sessel.

„Mein Bruder Karl überrascht mich durch einen frühen Besuch!“ sprach Yolantha freundlich.

„Bei Gottes Thron, glattes Kätzchen!“ rief Karl mit einem Anfluge von rauher Galanterie, „Du bist's werth, daß man früh aufsteht, wenn man Dich so

frisch und rosig zu sehen bekommt, wie an diesem Morgen!"

„Mein erlauchter Bruder ist doch nicht gekommen, um mir Schmeicheleien zu sagen?" lächelte Yolantha.

„Aber die kleine Katze hört die Schmeichelworte doch gern, he?"

Karl lachte laut; so verschieden diese Beiden, die schöne, zarte Jungfrau, der plumpe, rauhe, unschöne Kriegsmann, und doch Kinder eines Vaters! Und diese beiden Kinder Philipps von Burgund liebten sich, so weit eben Karl der Kühne, der Verächter der Frauen, ein weibliches Wesen lieben konnte.

„Du hast indessen wohl recht, Schwester Yolantha," hub Karl der Kühne an, „ich bin nicht gekommen, Dir Schmeichelworte zu sagen, und doch sage ich sie Dir stets, so oft ich Dich sehe; weißt Du, schöne Schwester, daß ich zuweilen gewünscht habe, Du wärest nicht meine Schwester? aber es ist recht gut, daß Du meine Schwester bist, wärest Du es nicht, ich würde für Dich Thorheiten begehen, wie die Andern für ihre Damen, die Narren!"

„Sind das auch Schmeicheleien, Karl?" fragte Yolantha lachend.

„Ich denke!" versetzte der Prinz ernsthaft, dann fuhr er mit der Hand über die Stirne und sagte barsch, „ich bin gekommen, um Dich zu fragen, ob Du des deutschen Ritters sicher bist, des Brandenburgers? tüchtiger Mann, das!"

„Ich habe Deine Befehle stets gewissenhaft ausgeführt!" entgegnete Yolantha, aber es war ein leichtes Schwanken in dem Ton ihrer Stimme.

„Sieh mal, glattes Kätzchen," rief Karl, „so sicher Deiner Sache? ja, dann lieb ich Dich auch, weil Du klug und muthig wie ein Mann bist! Aber warum wirst Du so roth?"

„Weil ich vielleicht muthig, aber nicht klug gewesen bin, Karl?" erwiederte Yolantha und blickte ihren Bruder ernsthaft an.

„Thron Gottes," schrie der Prinz und beugte sich rasch vorwärts, „was willst Du damit sagen?"

„Ich habe," erwiederte Yolantha ruhig, aber mit zitternder Stimme und tief geröthetem Antlitz, „nach Deinem Befehl gethan, Bruder Karl, ich habe das Herz des brandenburgischen Ritters muthig angegriffen und habe es im Sturm erobert; es ist mein und ich denke, daß Er bei seinem Churfürsten

Alles thun wird, um Deinen Königsplan in's beste Licht zu setzen, aber —"

„Trône de Diou!« fluchte Karl, als Yolantha inne hielt.

„Aber," fuhr Yolantha fort, „ich habe mich nicht gehütet, ich habe mich in den deutschen Ritter verliebt, ich liebe diesen Brandenburger!"

Einen Augenblick stutzte Karl, dann warf er sich in seinen Sessel zurück und hub ein schallendes Gelächter an.

„Ich wußte, daß mein Bruder Karl lachen würde," sagte Yolantha mit wahrhaft bezaubernder Einfachheit, „aber ich hielt es für meine Pflicht, ihm zuerst und ihm allein das Bekenntniß meiner Liebe zu machen!"

„Und warum mir allein, Schwester?" fragte Karl nicht ohne Freundlichkeit, „unser Vater heißt nicht umsonst Philipp der Gute, gegen sein hinkend Kind ist er wenigstens immer gütig gewesen, und ich, nun, wenn Du einen Mann haben mußt, so gönne ich Dich dem tapfern Brandenburger noch am Liebsten!"

Es zuckte wie ein Blitz über das schöne, leidenschaftlich geröthete Antlitz der Dame, ihre Augen

funkelten, die rosigen Nasenlöcher blähеten sich wie Nüstern eines edlen Rosses, ihr Busen hub sich mächtig, dann sprach sie mit metallisch klarer Stimme: „wer den kühnen Karl seinen Bruder nennt, die Tochter des königlichen Herzogs von Burgund, kann nicht das Weib eines einfachen Ritters werden und wäre er noch tapferer als Werner von Friesach und liebte ich ihn noch mehr, als ich ihn liebe!"

Mit unverhehlter Bewunderung sah Karl auf die stolze Jungfrau, solche Sprache gefiel ihm.

„Du hast recht!" sagte er, „bei Gottes Thron, Du hast recht!"

Als er das aber sprach, da drangen große Thränen aus Yolantha's Augen und flossen langsam über die weichen Wangen nieder; die Herzogstochter hatte stolz und kühn gesprochen, sie hatte ihre Liebe bekannt und abgethan, aber das liebende Frauenherz weinte der Liebe eine heiße Thräne nach.

Das verstand Karl von Burgund nicht und mit großer Gutmüthigkeit sprach er, von den Thränen der Schwester bewegt: „Es geht doch nicht so leicht, Kätzchen, das Herz thut weh dabei, nicht? laß doch sehen, ob wir nicht helfen können? können wir Dei=

nen tapfern Ritter nicht zu einem großen Baron in der Freigrafschaft, oder in Hochburgund machen?"

Yolantha schüttelte den Kopf, aber sie reichte ihrem Bruder gerührt die Hand, denn solche milde Theilnahme war selbst ihr überraschend bei dem wilden Karl.

„Ich werde den Ritter von Friesach jetzt öfter sehen, Bruder Karl," begann sie nach einer Weile mit großer Fassung, „ich werde ihn begeistern für die Aufrichtung des Königreichs Burgund, er wird seinem Churfürsten berichten und ich denke, der Brandenburger wird zu unsern Gunsten am kaiserlichen Hoflager den Ausschlag geben. So werde ich Dir dienen, Bruder Karl, Du aber hüte mein Geheimniß gut, mein Herz wird bluten, aber ich werde meine Liebe überwinden und Niemand darf eine Ahnung davon haben, daß ich leide. Ich liebe diesen Ritter, aber ich kann ihm meine Hand nicht geben, darum will ich ihm Ruhm und Ehre, Macht und Reichthum zuwenden, er soll wenigstens fühlen, daß es ein Glück ist, die Tochter des Herzogs von Burgund zu lieben, auch wenn ihm deren Hand versagt bleibt!"

Es war in dem was Yolantha sagte ein Gedanken

wahrhaft fürstlicher Großmuth, den Karl der Kühne fühlte, wenn er ihm auch nicht klar wurde und aufstehend sprach er hastig: „Du hast mir geholfen, Kätzchen, ich will Dir wieder helfen, ich will Dir helfen Deinen Ritter berühmt, geehrt und reich zu machen!“

Er umarmte und küßte Yolantha heftig, wie seine Art war, dann eilte er hinaus.

Als sich aber die Thür hinter ihm geschlossen, da versuchte es Yolantha, sich behaglich zu strecken, wie sie gerne that, wenn sie allein war, aber sie vermochte es nicht, ihr Antlitz wurde düster und leise flüsterte sie: „Ich werde es nicht vermögen, diese Liebe zu verbergen vor ihm und vor der Welt; ich habe mein süß Geheimniß dem wilden Karl nicht verschweigen können, es sprang mir über die Lippen, ich hatte nicht die Macht, es zu halten! Oh! meine Mutter! die liebeglühende Dirne aus der Schmiede im Ardennerwald ist mächtiger in mir als mein Vater, der stolze Herzog! So mächtig und so stark fühlte ich mich heute nach dem Gebet und bin doch nun wieder so schwach! Oh! ich hätte mir selbst diese Liebe nicht gestehen dürfen, da ich sie Andern nicht verrathen wollte, aber es ist so süß von Liebe

zu träumen! hei! rühre dich doch in meinen Adern, du stolzes Blut von Burgund! Herzogskind! hinkend Herzogskind, du darfst nicht das Weib des brandenburgischen Ritters werden! hinkend Herzogskind! ja, die Prinzessinnenschaft hinkt, Bastardprinzessin, weißt du denn, ob dich der Mann mit den großen, blauen Augen, der breitbrustige Junker aus dem fernen Osten, ob der dich möchte zu seinem Eheweib? Sie sollen stolz sein auf ihre reinen Stammbäume in Deutschland und der Bastardfaden soll dort schänden, selbst wenn er über ein hochfürstlich Wappenschild läuft! Er liebt mich, ja, freilich er liebt mich und es ist ein geheimnißvoll Band zwischen uns, auch seines Hauses Ahnmutter war eine Todte, eine Leibeigne, aber wie lange, lange schon mag das her sein? und auch seine Wiege stand bei dem Ambos einer Schmiede; Schmiedehämmer führt er im Wappen und sein Jugendgespiel heißt Engelke, wie meine arme Mutter, und ich sehe diesem Jugendgespiel so ähnlich, daß es Momente gibt, in welchen er mich für sein Engelke hält, in welchen er mich Engelke nennt! Und bin ich denn nicht sein Engelke? Es ist mir, als ob ich schon ein Mal gelebt hätte, ich habe diesen ernsten, herrlichen Mann schon ein

Mal gesehen, ich weiß wohl, es ist lange her, aber ich erkannte ihn, als ich ihn zum ersten Male sah, mein Gott, mein Gott, was ist das?"

Yolantha schlug die beiden Hände vor das Angesicht und weinte; heiße Thränen drangen zwischen den zarten Fingern hervor. Yolantha weinte und sie vernahm nicht, daß es lebendig wurde in den Vorgemächern, sie hörte nicht, daß sich die Thür öffnete und sie sah nicht, daß eine hohe, schöne Greisengestalt in einem violetten Pelzrocke mit dichtem grauem Gelock um das große, offene Antlitz eintrat und sich ihr näherte.

Erst als Herzog Philipp von Burgund, er war der Greis, ihr sanft die thränenbenetzten Hände von dem Antlitz zog, fuhr sie auf und rief schmerzlich bewegt: „oh! mein Vater!"

Philipp der Gute setzte sich ihr gegenüber nieder und blickte spähend in das bethränte Antlitz der Tochter, welche vor ihm stand.

„Ich sah Karl, meinen Sohn, von hinnen gehen," sprach der Herzog mild, „und finde meine liebe Tochter in Thränen — ich weiß, daß Karl seine Schwester liebt, was kann er Dir gethan haben, mein armes Kind?"

„Karl?“ rief Yolantha, „oh, mein hoher Vater, der kühne Karl war mild und freundlich mit mir, er ist bei mir immer der ächte Sohn Philipps des Guten!“

„Und das ist doppelt schätzbar, denn nicht Alle erkennen des Vaters Güte in dem wilden Sohn!“ versetzte der Herzog; man hörte aus seinen Worten den hohen Stolz heraus, denn der ihm sonst so unähnliche Sohn war sein Stolz.

Er faßte die Hände seines Kindes, zog es auf seinen Schooß, umschlang es zärtlich mit dem rechten Arm, küßte die weiche Wange und sprach schmeichelnd: „sage mir, Du liebes Kind meiner unvergeßlichen Angela, sage mir, was Dich quält, ich will keine Thränen in den lieben, braunen Augen meiner Angela sehen!“

„Mein Vater!“ begann Yolantha, stockte aber sofort wieder.

Der Herzog streichelte die glühende Wange des Mädchens.

„Der kühne Karl, mein Bruder wünscht — “

„Ich weiß, daß er Vieles und Großes wünscht, aber, was wünscht er von Dir?“

„Ich sollte den brandenburgischen Ritter gewinnen, mein Vater!“ sagte Yolantha ganz leise.

„Und ich verstehe,“ meinte der Herzog lachend, „der kühne Karl will König von Burgund werden!“

Yolantha nickte.

„Der Churfürst von Brandenburg,“ fuhr der Herzog fort, „ist am Kaiserhofe gewaltig, und Du hast den brandenburgischen Ritter gewonnen?“

„Ich habe ihn gewonnen und er mich!“ erwiederte die Dame und lehnte ihr Haupt an die Brust des Vaters.

„Was heißt das wohl?“ fragte der Herzog aufhorchend.

Yolantha schwieg und der Herzog sann.

„Mein schönes Kind liebt den tapfern Ritter vom Bären?“ fragte Philipp der Gute nach einer kleinen Pause.

„Ich liebe ihn!“ flüsterte Yolantha.

„Und er liebt Dich?“

„Er liebt mich!“

„Und mein schönes Kind weint?“

Die Frage des Herzogs drückte ein eigenthümliches Erstaunen aus; der Herzog war stets ein galanter Herr gewesen, er war sehr naiv in seinen

Ansichten, er begriff wirklich nicht, warum seine schöne Tochter weinen könne, da sie ein Anbeter gefunden, der auch ihr Herz gewonnen; er hätte ein heimliches Verständniß und zärtlichen Verkehr zwischen seiner schönen Tochter und einem tapfern Ritter ganz in der Ordnung gefunden; hatte er doch selbst dergleichen Verhältnisse oft genug gehabt.

„Ich bin ein Herzogskind und er ist ein einfacher Ritter!“ sprach Yolantha sich aufrichtend.

„Oh!“ rief der Herzog überrascht.

Seine Liebe hatte nie nach dem Stand der Geliebten gefragt, es spielte ein übermüthig leichtsinniger Zug um die Lippen des Herzogs, doch hielt ihn mehr ein dunkles Gefühl, als wirkliche Einsicht ab, das auszusprechen, was er dachte.

„Du kannst freilich den tapfern Ritter, den Du liebst, nicht heirathen, mein armes Kind,“ sagte er freundlich, „aber ich habe Deine Mutter, meine unvergeßliche Angela, auch nicht heirathen können; es ist merkwürdig, daß die Frauen, wenn sie den Stachel der Liebe spüren, stets an Heirath denken!“

Es war eine furchtbare Lehre, welche der leichtsinnige Fürst da in ziemlich verständlicher Weise seiner eigenen Tochter predigte; glücklicher Weise

gehörte Yolantha zu jenen Schwanennaturen, an denen kein Schmutz haftet, die immer wieder rein auftauchen. Sie verstand den Wink ganz wohl, sie hatte nicht umsonst an den üppigen Höfen Burgunds und Frankreichs gelebt, sie hatte mehr gesehen, als sonst zarte Seelen vertragen können, aber nichts hatte bis jetzt den reinen Spiegel ihrer Seele getrübt und auch Herzog Philipps Worte und Winke vermochten es nicht.

Yolantha schüttelte leise ihr lockiges Haupt.

„Du kannst freilich den tapfern Brandenburger nicht heirathen," fuhr Philipp fort, „denn diese schöne Stirne soll eine Krone schmücken, eine große Fürstin soll meiner Angela Tochter werden, ich weiß einen großen Herrn, den Grafen von Maurienne, den Erben des herzoglichen Savoyen, der wird werben um meines lieben Kindes weiße Hand!"

So sprach der Herzog und es war gewiß ebensoviel wirkliche Liebe als väterliche Eitelkeit in seiner Rede, dennoch dünkte dem liebenden Mädchen des Vaters Rede hart, und heimlich sann sie darüber nach, wie es denn komme, daß man ihren Vater den Gütigen, den Guten, nenne, während der tollkühne, wilde Karl, vor dem Alles bebte, doch so

viel gütiger sich gegen sie bezeigt. Karl hatte ihr gleich versprochen, den Ritter zu einem großen Baron zu machen und sie ihm zu geben, da war er viel gütiger und gutmüthiger gewesen, als der Vater, der ihr von Fürstenpracht und Herzogsherrlichkeit vorsprach, als wenn das ganze Herzogthum Savoyen ihr die Liebe ersetzen könne!

Und wieder sprach der Herzog von dem großen Feste, das an diesem Tage stattfinden sollte, er erzählte von seinen Anstalten und als Yolantha's Thränen getrocknet waren, da hatte Philipp der Gute auch völlig vergessen, daß er sein Kind in Thränen überrascht; er war zufrieden, bei ihr die heitere Zerstreuung und anmuthige Plauderei zu finden, die er bei ihr so gern in einer müßigen Morgenstunde suchte.

Das war so die Weise des hohen Herzogs von Burgund, er war schon vielmehr ein galanter, als ein ritterlicher Herr, wenn er auch noch immerhin Anflüge vom ächten Geist des Ritterthums hatte, er konnte über seine Weise nicht hinaus. In seinem wilden Sohn lag, freilich tief versteckt, viel mehr vom ächten Ritterthum als in ihm. Das trat heute der schönen Yolantha in's Bewußtsein und unwill-

kürlich verschloß sie in ihre stolze Seele die tiefe Leidenschaft, für die sie beim Vater kein Verständniß finden konnte, weil er nur die sinnliche Seite der Liebe kannte. Mit der ihr eigenen Selbstbeherrschung unterdrückte sie die leidenschaftliche Wallung und wußte wie ein heiteres Kind mit dem Vater zu plaudern, den sie liebte und in der That nicht weniger liebte, weil sie kein Verständniß bei ihm gefunden. Es war sehr gütig von Karl, daß er so mit mir sprach, mein Vater aber, der Herzog von Burgund, kann nicht anders reden, er ist ein Herzog und darf seine Tochter nicht einem einfachen Ritter zur Frau geben!

Bei diesen Gedanken beruhigte sich die glückliche Natur des schönen Fürstenkindes und Philipp verließ seine Tochter, erheitert und erfrischt von ihrem Wesen, wie immer.

Als Yolantha sich wieder allein sah, lächelte sie halb wehmüthig halb spöttisch und sprach: „da habe ich denn meine Liebe zum dritten Male verrathen, erst mir selbst, dann meinem Bruder Karl und nun auch dem Herrn Vater, o du stolzes Blut von Burgund! was soll daraus werden?"

„Der Ritter von Friesach bittet um die Gunst,

meiner erlauchten Dame aufwarten zu dürfen!" meldete Clementia von Champfleury und stand kerzengerade an der Thür.

Yolantha legte die rechte Hand auf ihr pochendes Herz, purpurisch geröthet war ihr Antlitz, aber nur einen Moment und sie hatte ihre Selbstbeherrschung wieder, mit klarer Stimme sprach sie: „laß den Ritter eintreten, liebe Clemence!"

Schon zum Fest geschmückt, in weiße Seide und schwarzen Sammet gekleidet, trat der Ritter ein, tief neigte sich seine hohe Gestalt an der Thür, zum zweiten Male verbeugte er sich auf der Mitte des Weges.

„Seid mir willkommen, edler Herr!" sprach Yolantha freundlich und reichte dem Ritter, ohne sich zu erheben, die wunderschöne Hand.

Werner beugte am Stuhl der Dame sein rechtes Knie bis zur Erde, küßte leidenschaftlich die Hand der Dame und erhub sich dann.

„Nehmt Platz, Herr Werner, edler Sieger!" lud die Dame mit gefälliger Handbewegung ein.

„Gestattet, wunderschöne Herrin," erwiederte der Brandenburger, „daß ich zu Euren Füßen liege!"

Er nahm das Kissen von dem Sessel, legte es

vor Yolantha nieder und setzte sich darauf, Yolantha bewunderte im Stillen die edle Anmuth, mit welcher Werner das that. Die Sache selbst konnte ihr nicht auffallen, denn sie lag in der Sitte der Zeit, es war eine nicht ungewöhnliche Galanterie jener Tage.

Werner aber legte jetzt eine Tocque, welche er in der Hand getragen, in Yolantha's Schooß und sprach: „meine wunderschöne Herrin hat mir gestattet, ihr eine Münze mit dem Bilde des großen Fürsten, meines Herrn, des Markgrafen Friedrich zu überreichen!“

Yolantha nahm hastig die Tocque, es war ihr ein willkommener Anlaß, den Blick Werners zu vermeiden, dessen große Augen mit einem feurig zärtlichen Ausdruck zu ihr aufgeschlagen waren. Sie bewunderte die Tocque, welche von gelber Seide mit silbernen Streifen gefaltet, mit einem Aufschlag von Hermelin und einem Kopfstück von schwarzem Sammet versehen war. Ein herrlicher Reiherbusch war mit einer goldnen Agraffe daran befestigt, das ganze aber mit einer feinen Goldkette von mailänder Arbeit umschlungen, die von einer großen Goldmünze

mit dem Bilde des Eisenzahn's und dem brandenburgischen Wappen geschlossen war.

„Das ist sehr zierlich," sprach Yolantha, „gelb und silber sind meine Farben, der weiße Hermelin und der schwarze Sammet die Hausfarben von Chur Brandenburg!"

„Schwarz und gelb," fuhr Werner fort, „die Wappenfarben Eures demüthigen Sclaven!"

„Wie sinnig die drei Farben verbunden sind," rief Yolantha, „drei Farben und auch drei Wappen, und ein Schmetterling als Agraffe. Haltet Ihr mich für flüchtig wie einen Schmetterling, edler Herr? oder deutet Ihr das Zeichen auf Euch?"

„Der Schmetterling ist das Symbol der Unsterblichkeit!" erwiederte Werner.

Yolantha hütete sich wohl, in diesem Moment nieder zu dem Ritter zu schauen, sie ahnete, sie wußte, welchem Blick sie begegnen würde.

„Aber was ist das?" fuhr sie, sich mühsam fassend, fort, „welcher Stein ist so goldenrein und durchsichtig, edler Ritter? aus welchem Stein ist der Schmetterling, welcher die Agraffe hält, geformt?"

„Es ist Bernstein, wunderschöne Herrin," ent-

gegnete Werner, „der Ambra des Meeres, den die baltische See an die Küsten des Pommerlandes wirft, über das mein Churfürst Oberlehnsherr ist!“

„Eure edle Gabe, mein Ritter,“ versetzte Yolantha, einen leichtern Ton anschlagend, „ist reich, sinnreich und an Merkwürdigkeiten reich, Bernstein habe ich noch nicht gesehen, so viel ich weiß, und das Meer wirft diesen Ambra an die Küsten Eures Churfürsten? Ich werde mich lange besinnen müssen, ehe ich Euch eine würdige Gegengabe bieten kann. Aber wißt Ihr, mein tapfrer Ritter, daß Ihr gestern auch einen Sieg erfochten habt, für welchen Ihr den Dank noch nicht empfangen habt?“

Fest schaute Yolantha nieder in das fragende Auge Werners, ein Gedanke hatte ihre Seele durchzuckt.

„Der Dank wird Euch auch schwerlich bei Trompeten und Paukenklang in den offenen Turnierschranken überbracht werden, sondern heimlich unter vier Augen wird er gespendet und ist darum viel süßer. Ihr blickt mich so befremdet an? solltet Ihr gestern wirklich gar nichts gesehen haben?“

„Ich habe nur Euch, meine wunderschöne Herrin

gesehen!“ erwiederte Werner, sichtlich überrascht von der Rede der Dame.

„Pah!“ rief Yolantha muthwillig und um ihren schönen Mund spielte der ganze Leichtsinn Herzog Philipps. „Ihr thatet als ein Ritter Eure Schuldigkeit, Ihr habt meine Farben mit hohen Ehren getragen, aber habt Ihr nicht neben mir eine Dame gesehen, deren hohe Schönheit Alles verdunkelte?“

„Neben Euch sah ich Nichts!“ rief Werner mit solcher Innigkeit, daß es Yolanthen einen Stich in's Herz gab.

„Isabeau von Neufchateau, des Grafen von Montegu Tochter,“ fuhr die Dame mit noch größerer Lebhaftigkeit fort, „saß neben mir, glücklicher Ritter, Ihr habt die Eroberung dieser stolzen Schönheit gemacht, ich sah ihr glühend Erröthen, ihr banges Erbleichen, wenn Ihr in Gefahr schienet — und als ich sie zu Eurer Tänzerin für heute warb, Ihr wißt, daß ich Euch das versprach, weil ich nur hinken und nicht tanzen kann, da drückte sie mir die Hände, als hätte ich ihr die größesten Dienste erwiesen. Der Sieg über dieses stolze Herz ist's, den ich meine, er ist der glänzendste, edler Ritter, den Ihr gestern errungen habt!“

Yolantha sagte nicht ganz die Unwahrheit, denn Isabeau von Neufchateau hatte wirklich gegen sie eine höchst lebhafte Theilnahme für den brandenburgischen Ritter verrathen. Die kluge Dame aber war in ächter Frauendiplomatie plötzlich darauf gekommen, Werners Aufmerksamkeit auf Isabeau zu lenken; wankte Werner, ließ er sich verleiten, seine Neigung auf Isabeau zu richten, nun dann, so dachte sie, müßte es ihr viel leichter werden, die eigene Neigung zu dem Abtrünnigen zu besiegen, was doch ihre Pflicht war; blieb er dagegen fest, so feierte ihr Herz einen noch höhern Triumph.

Das ist häufig der Frauen Weise, sie wollen das, was sie für recht und nothwendig halten, aber das, was ihr Herz begehrt, das wollen sie auch. Yolantha wollte Werner von sich abwenden und doch wünschte sie gleich stark, daß er ihr treu bleibe. Das ist das alte und doch ewig junge Räthsel im Wesen der Frau.

Werner war höchst betroffen, er durchschaute die Dame nicht, denn er war ihrer Gegenliebe nicht sicher, das was sie ihm gestern zugeflüstert, war mehr gewesen als eine Neckerei, als ein Scherz, das wußte er gut genug, aber er war Yolantha's Ge-

genliebe nicht sicher, sie konnte gestern einer zärtlichen Regung nachgegeben haben und sich derselben heut schämen!

Was aber wollte Werner selbst? war er sich seines Zieles klar bewußt? Er war es, die süße Leidenschaft hatte ihn gefaßt, er war entschlossen, um Yolantha's Hand zu ringen und zu werben. Diese Hand war für ihn ein köstlicher Preis, ein hoher Preis, aber nur weil es Yolantha's Hand war, die Hand der Dame, die er liebte. Daß es die Hand der Herzogstochter war, daran hatte er auch wohl gedacht, aber in der Geburt seiner Dame schien ihm keine Schwierigkeit zu liegen, wenn er keine erhob. Seiner Ansicht nach, und es war eine richtige, in den deutschen Verhältnissen vollkommen begründete Ansicht, konnte er wohl Bedenken tragen, die Bastardtochter als sein ehelich Weib heimzuführen, sie aber, und wenn ihr Vater auch der mächtigste Herzog im Reich war, mußte es sich für eine Ehre schätzen, das Weib eines recht zu Schild und Schwert geborenen Edelmannes, eines brandenburgischen Ritters zu werden. Seine Liebe allein erhub Yolantha über den Makel ihrer Geburt. So scharf Werner zu beobachten verstand, so klug er fremde

Verhältnisse würdigte, so war ihm doch entgangen, daß in Burgund und Frankreich die Bastardschaft kein Makel mehr war, wenn ein fürstliches Wappen sie deckte; er ahnte nicht, daß Herzog Philipp auf eine fürstliche Ehe für sein armes, hinkendes Kind mit gutem Fug rechnen konnte. Das freilich wußte er, daß er auf Yolantha's Hand nur dann rechnen durfte, wenn er zuvor ihr Herz gewonnen.

Darum stutzte er, als Yolantha ihn auf die Schönheit und die Neigung Isabeau's so lebhaft aufmerksam machte, er durchschaute die Frauenlist nicht, aber die zurückhaltende brandenburgische Art half ihm in seiner Verlegenheit.

„Wer die Farben Yolantha's einmal getragen," erwiederte er, die Hand der Dame küssend," der trägt sein Lebtag keiner andern Dame Farben!"

„Das wird sich zeigen, mein stolzer Rittersmann," rief die Herzogstochter, innerlich über die Antwort Werners entzückt, „das wird sich zeigen. Ihr habt noch nicht in die tiefen dunkeln Prachtaugen Isabeau's geschaut, Ihr werdet anders denken schon nach dem ersten Tanze heute Abend; einer königlichen Palme an Wuchs ist Isabeau vergleichbar und es ist kein schöneres Frauenbild in diesen Lan=

den. Mein armes Orangesilberband wird, wie der Mond vor der Sonne, vor der purpur und schwarzen Schärpe Isabeau's verschwinden, die ich schon um Eure Schulter wehen sehe!"

„Ist das Blut von Burgund wirklich so bescheiden?" fragte Werner vorsichtig.

„Ehre der Bescheidenheit des jungen Ritters," erwiederte Yolantha lebhaft, „rief gestern Toison d'or Euch zu, ich denke, auch den Damen ziemt Bescheidenheit!"

„Ei!" versetzte Werner, „so lasse doch meine wunderschöne Herrin dem bescheidenen Ritter das Glück, der bescheidenen Dame zu dienen!"

„Ich habe Euch zu meinem Ritter angenommen, edler Herr," sprach Yolantha überlegend, „Ihr habt meine Farben im Turnier zu hohen Ehren gebracht und es sei ferne von mir, Euch zu verabschieden, ich bin stolz auf Eure Ritterdienste, aber die Sterne gehen unter, wenn die Sonne aufgeht!"

„Nur die Adler können die Sonne schauen, Herrin, ich bin kein Adler; mein Auge hat in vielen dunkeln Nächten in das Schmiedefeuer geblickt, wenn ich auf dem Schurzfell träumend beim Ambos lag und als ich

erwachte und aus der Schmiede in's Leben trat, da sah ich einen einsamen Stern am nächtigen Himmel!"

Werner erinnerte nicht ohne Absicht an die Schmiede, er bemerkte auch sofort den Eindruck, den seine Rede auf Yolantha gemacht, sinnend blickte das schöne Fürstenkind in den Schooß und mit einem schweren Seufzer sprach es endlich: „ich möchte wohl auch am Feuer der Schmiede liegen in einer Sturmnacht und in die Gluth blicken, da würde mir wohl klar werden, was so dunkel und räthselvoll hinter mir liegt. Ich habe eine tiefe Sehnsucht nach der Schmiede im Ardennerwalde, wo meine Wiege bei meines Großvaters Ambos stand. Wenn ich auf der Jagd in der Ferne den Tactschlag der Schmiedehämmer vernehme, dann geht mein Roß wie von selbst dem Klang des Hammerschlages nach und wie oft habe ich von ferne gehalten und in die rothe Gluth geschaut!"

„Es webt ein Zauber um die Schmiede," fuhr Werner fort, „auch mich ergreift oft eine unendliche Sehnsucht nach der alten, armen verlassenen Herrenschmiede in Poley, zumal wenn ich den Herbststurm brausen höre, dann möchte ich dort vor der Gluth

liegen und der stillen geheimnißvollen Rede des alten Boldewyn lauschen!"

Yolantha stieß einen leichten Schrei aus und drückte die Hand fest auf Werners Schulter.

„Um Gott! was ist Euch, edle Herrin?" rief Werner wirklich erschrocken.

„Ihr habt einen Namen genannt," flüsterte Yolantha hastig und fast tonlos, „einen Namen, den ich schon früher gehört, einen Namen, der mir bekannt klingt, ach, so bekannt, sprecht den Namen noch ein Mal!"

„Boldewyn," sagte Werner, „es ist der Name meines ersten und meines besten Freundes, der Name des großen Meisters in der Schmiede zu Poley!"

„Boldewyn, Boldewyn!" wiederholte Yolantha sinnend, „die Schmiede, und Boldewyn und Engelke, das Alles gehört zusammen, ich fühle es, ich weiß es, das Alles gehört zu mir!"

„Und das Alles gehört auch zu mir!" versetzte Werner und seine klugen Augen leuchteten.

In dem Augenblicke wurde die Thür geöffnet, Clementia von Champfleury trat steif und strack ein, sie meldete, daß die Kammer-Frauen ihrer gnädigen

Herrin harrten, um sie zu dem Fest anzukleiden, denn es sei die höchste Zeit.

Yolantha nickte verdrießlich, Werner erhub sich, als er aber die Hand seiner schönen Herrin ergriff, um sie zu küssen, da fühlte er einen zärtlichen Druck. Er wußte, daß es der Zauber der Schmiede sei, welcher seine Liebe begünstige; dem vertraute er und ging, selige Hoffnung im Herzen, hinaus.

Siebentes Capitel.

Das Tinel des Herzogs von Burgund.

Zum andern Male wurde die Glocke auf dem Thurm des Palastes Ritour geläutet, und nun begannen die Gäste des Herzogs von Burgund einzuziehen durch die Portale, welche in den riesigen Saal führten, der fast die Hälfte der beiden untern Stockwerke des ganzen Palastes einnahm. Die hohen Barone, die Ritter, die Fremden und ihre Damen entwickelten heut fast noch größere Pracht in ihrer Kleidung wie gestern beim Turnier; namentlich prunkten heut die Frauen und Töchter der reichen Städte Flanderns dermaßen in prächtigen Gewanden und kostbaren Schmuckstücken, daß manche Edeldame erbleichte.

An jedem der fünf Eingänge hielt ein Kämmerer des Herzogs mit fünfundzwanzig Bogenschützen Wacht,

daß sich kein Unberufener eindränge. Alle diese, sowie die ganze Heerschaar der Diener, waren zu diesem Feste nur in grau und schwarzen Atlas gekleidet. Grau und schwarz waren Herzog Philipps Hausfarben; den höhern oder niedern Rang der Diener erkannte man an der mehr oder minder reichen Gold- und Silberstickerei.

Wir sehen unter den Eintretenden den Bastard von Vagogne, denn um mehr als Hauptesslänge ragt er über die ihn Umgebenden empor. Er ist in weiße Seide und Scharlachtuch gekleidet und führt die reizende Marguerite Winsen an einem, deren Mutter, eine immer noch schöne Frau, am andern Arm. Marguerite trägt heute ein Gewand von himmelblauem Atlas mit Perlenbändern und Schleifen besetzt, einen Mantel von weißem Atlas mit reicher Goldstickerei.

Der Anblick des Saales war ein überwältigender, sowohl wegen der enormen Höhe und Größe, als auch wegen des Reichthums der Tapeten, mit welchen die Wände bekleidet waren. Diese Tapeten waren Tapisserien auf Goldgrund, die zwölf Arbeiten des Herkules darstellend.

Drei mächtige Tafeln standen quer durch den

Saal, zwischen ihnen war ein breiter Raum, welcher hinlänglich Platz für die Darstellungen der Zwischenspiele, der Entremets, bot.

Noch wogte die Menge der geladenen Gäste um die Tafeln, die Aufsätze derselben bewundernd, die der Größe des Saales angemessen waren. Auch der Bastard von Bagogne umschritt mit seiner geliebten Dame die Tafeln und erklärte ihr die Aufsätze.

Auf der ersten Tafel sah man erstens eine Kreuzkirche mit Glasfenstern, einem Glockenstuhl und einer Orgel, vier Sänger standen in dieser Kirche, bald sangen sie und spielten Orgel dazu, bald läuteten sie die Glocken. Zweitens war da ein hoher Felsen, von dessen Gipfel sich eine Quelle rosenduftendes Wasser in ein Bassin ergoß, an welchem ein Amor lagerte. Drittens: eine Galeere mit orientalischen Waaren beladen und mit zehn Matrosen besetzt, welche ein italienisches Schifferlied sangen. Viertens: ein Felsen von Bäumen und Blumen umgeben, auf dessen Spitze der heilige Andreas stand, vier Quellen rauschten plätschend nieder.

Die mittlere war die Haupttafel, sie war auch am reichsten mit Aufsätzen geschmückt. Hier sah man

zuerst eine riesige Pastete, in welcher sich zwanzig Musikanten befanden; dann ein Schloß mit hohem Thurm, die schöne Melusine wandelte um die Zinnen, aus zwei Thürmen floß Orangenwasser in die Schloßgräben; weiter, eine Windmühle auf einem Rasenplatze, auf einem der Flügel saß eine Elster, unten standen sieben Schützen, welche nach dem Vogel schossen; ferner, ein Weinfaß auf einem Berge, aus welchem rechts süßer und links herber Wein floß, auf dem Fasse saß ein Bär, der in den Pranken eine schöngeschriebene Einladung zum Trinken hielt; ferner, eine Wüste, in welcher ein Tiger mit einer Schlange kämpfte; weiter, ein Wilder, der ein Roß zu bändigen suchte; weiter, ein Gebüsch mit Vögeln, die sich bewegten, wenn der danebenstehende Riese mit seinem Stabe an die Zweige klopfte; ferner, eine Rosenlaube, in welcher ein Ritter mit einer Dame in zärtlicher Umarmung saß; ein Eisblock, über welchen ein Narr auf einem Eisbären ritt; endlich ein See, an dessen Ufer ein Schloß lag, eine Gondel mit Damen schwamm auf dem Wasser.

Auf der dritten Tafel sah man einen Wald mit Thieren, Schlangen und Vögeln, dann einen Pal-

menbaum, an dem ein Löwe gefesselt war, der sich bewegte, endlich einen Wanderer mit seinem Hunde.

Alle diese Aufsätze waren in steter Bewegung und erschienen, soweit sie nicht durch lebendige Personen dargestellt waren, als Wunderwerke der Mechanik.

An der einen Langseite des Saales stand an einem Pfeiler die Statue eines Riesenweibes mit langherabwallendem blonden Haar, in ihr weißes Gewand waren in goldnen griechischen Schriftzeichen Sprüche eingestickt, aus ihrer rechten Brust floß eine Quelle. Auf dem Absatz des Pfeilers unter der Frau war ein lebendiger Löwe kurz gefesselt, als ihr Wächter, und auf dem Absatz stand zu lesen: „ne touchez à Madame!“

An der Breitseite, dem Eingange gegenüber, war das colossale Büffet, mit dreihundert goldnen und neunhundert silbernen Kannen, vierhundert goldnen und über tausend silbernen Bechern besetzt. Hier schenkten fünfzig Schenken den Wein.

An der andern Langseite waren Estraden hinter Schranken für die nichteingeladenen Zuschauer, die aber nur zugelassen wurden, wenn sie im höchsten Putz erschienen.

Der Raum war so weit, daß die Menge der eingeladenen Gäste, die Heerschaar der Diener und Beamten sich frei bewegen konnte, ohne lästiges Gedränge.

Jetzt wurde zum dritten und letzten Male mit der großen Schloßglocke (tinnulo) geläutet; von ihr hatten diese Galabanquetts den Namen Tinels; und gleich darauf verkündeten brausende Trompeten-Fanfaren, daß der Herzog nahe. Ein Zug von Herolden, Stallmeistern, Rittern und Pagen ging voraus, dann erschien Philipp von Burgund mit seiner jungen Gemahlin, der bleichen, leidenden portugiesischen Infantin; der Herzog in Purpur und Schwarz, die Herzogin in Purpur und Weiß, die Kleidung aber so funkelnd von Edelgestein, daß der Werth derselben auf eine Million Livres geschätzt wurde. Dem herzoglichen Paare, das mit dem lauten Ruf: Montjoye au puissant Duc! empfangen wurde, folgte eine ganze Reihe fürstlicher und gräflicher Herrschaften, die hohen Barone mit ihren Damen. Karl der Kühne in Carmoisin und Gold führte seine schöne Schwester Yolantha, welche durchaus in weißen Atlas gekleidet war, ein Collier von Rubinen und Perlen war ihr einziger Schmuck, auch der

Mantel war von weißem Atlas und von Goldstickerei starrend; auf dem Haupt trug sie die Tocque, das Geschenk Werners, welches dieser mit süßer Befriedigung bemerkte.

Als die Marschälle allen Gästen ihre Plätze angewiesen hatten, der Dornenkönig und die Dornenkönigin sowie die Sieger des Turniers saßen an des Herzogs Tafel, sprach der Abt von Saint Avond das „Benedicte“, die Sänger in der Kirche auf der ersten Tafel aber fielen mit Orgelschall und Gesang ein. Hinter jedem Gast der mittleren Tafel stand ein Diener, hinter den Sesseln der Fürsten deren mehrere. Unter der Musik der Musiker in der Pastete wurde nun der erste Gang aufgetragen, oder vielmehr aufgefahren, denn die achtundvierzig Schüsseln jedes Ganges wurden auf kleinen vergoldeten Wagen durch den Saal zu den Tischen gefahren.

Zwischen den einzelnen Gängen nun fanden große Pausen statt, diese aber wurden nicht nur durch Trinken, sondern auch durch sogenannte Entremets (Intro meysia) ausgefüllt. Bei diesem Tinel ließ der Herzog folgende Zwischenspiele aufführen:

Aus der großen Pastete trat ein wunderschöner,

zierlich geschmückter Hirtenknabe in die Mitte der Haupttafel und spielte auf der Schalmei die Melodie eines damals sehr beliebten Liedchens: la sauvegarde de ma vie.

Die Damen waren ganz begeistert von der Schönheit des Hirtenknaben und die runde kleine Dornenkönigin war so entzückt, daß sie nach Beendigung des Spiels den Knaben zu sich winkte, der dann wirklich auf dem Tisch bis zu ihrem Teller kam und mit artigem Dank ein gutes Stück Braten nahm, welches sie ihm als Zeichen ihrer Zufriedenheit reichte; Herzog Philipp klatschte in die Hände, es entstand ein allgemeiner Jubel. Der Dornenkönig, ihr Gemahl, aber machte es noch besser, er reichte dem Schalmeibläser ein Goldstück; wobei Frau Agathe halblaut bemerkte, der hübsche Knabe werde es hoffentlich nicht vernaschen, sondern zu wärmeren Kleidungsstücken anwenden, denn eigentlich sei er doch beinahe unanständig nackt. Das erregte begreiflicher Weise neues Gelächter, der Freigebigkeit des Dornenkönigs aber folgten Viele, so daß der schöne Knabe reich beschenkt in die Riesenpastete zurückkehrte. Es waren da übrigens auch Damen genug, welche an der allerdings etwas gewagten Kleidung des

jungen Schalmeibläsers durchaus keinen Anstoß nahmen.

Nun wurde ein reich geschirrtes Roß von vier Pagen in den Saal geführt, auf welchem zwei maskirte Trompeter mit dem Rücken gegeneinander saßen; diese bließen den Marsch der wallonischen Reiter.

Danach sprang eine höchst abenteuerliche Gestalt durch den Saal, in allen Farben schillernd, halb Mensch halb Greif, mit langen Krallen und auf ihrem Haupte saß eine andere Gestalt mit einem Eberkopf und Pferdehufen; Jeder hatte einen Sack vor sich, aus dem er Zuckerwerk in die Reihen der Zuschauer warf, die nicht mit an der Tafel saßen.

Danach fiel ein grauseidener Vorhang neben der Riesin mit dem Löwen an der Langseite des Saales nieder und zeigte eine Bühne, auf welcher der Argonautenzug aufgeführt wurde. Klarinetten eröffneten dieses Spiel, dessen erster Theil die Landung Jason's in Kolchis und seinen Kampf mit den feuerspeienden Stieren, welche das goldne Vließ bewachten, darstellte. Das Ganze war eine artige Anspielung auf den Orden vom goldnen Vließ, den Philipp der Gute gestiftet hatte.

Als der Vorhang wieder aufgezogen war, erschien

ein weißer Riesenhirsch; sein Geweih war reich vergoldet und sein Rücken war mit einer Purpurdecke belegt. Ein schöner Knabe in rothem Röckchen und Federhut stand auf dem Rücken des Hirsches, hielt sich an dem Geweih fest und sang, während er durch den Saal geführt wurde, das Liedchen: je ne vis la pareille!

„Der Schalmeienbläser gefiel mir besser!" erklärte die Dornenkönigin ehrlich, andere Damen aber nahmen für den kleinen Sänger Partei und beschenkten ihn reichlich.

Der Ritter von Friesach saß auf derselben Seite der Tafel, auf welcher Yolantha saß, er konnte sie also nicht sehen, ihm gegenüber saß Isabeau von Neufchateau und konnte er sich auch nicht mit ihr unterhalten, so mußte er sie doch ansehen. Er erröthete, wenn er an das dachte, was ihm Yolantha gesagt, aber er mußte zugestehen, daß es ein königliches Weib war und er bemerkte auch wohl, daß die glühenden dunkeln Augen Isabeau's oft genug ihren herrlich stolzen Blick auf ihn wendeten.

Bald ging der Vorhang wieder auf und es folgte die Fortsetzung der Vorstellung des Argonautenzuges,

Jason kämpfte mit dem Drachen und hieb ihm unter großem Jubel der Zuschauer den Kopf ab.

Plötzlich stieß die Dornenkönigin einen lauten Schrei aus, auch viele andere Damen kreischten erschreckt auf, denn über ihnen flog der feuerspeiende Drache, den Jason eben auf der Bühne erlegt hatte.

Als wieder Ruhe eingetreten war, erhob sich an dem untern Ende des Saales ein herrlicher Reiher, sofort ertönte die Pfeife der Falkeniere, die Ritter aber erhuben sich und riefen: „à l'aguet! à l'aguet!" das Signal zur Falkenbeize. Von allen Seiten kamen Falkeniere, ihre Falken auf der Faust tragend, zum Vorschein. Nun wurde ein Falke geworfen, der zur Decke stieg, ein zweiter überflog ihn und stieß nieder auf den Reiher. In feierlichem Zuge überbrachten die Falkeniere dem Herzoge den gefangenen Reiher und erhielten die herkömmliche Belohnung.

Diese Falkenjagd bei Tische fand den höchsten Beifall bei Damen und Herren.

Darauf fiel der Vorhang der Bühne wieder, die Schlachtscene des Argonautenzuges: Jason spannte die besiegten Stiere an den Pflug und säete in die Furchen die Zähne des erlegten Drachen. So wie er pflügend weiter ging, erhob sich hinter ihm die

Drachensaat aus der Erde, nämlich gewappnete Männer, die mit einander kämpften. Als Jason bis zu Ende gepflügt hatte, war das Wunder vollbracht, die Männer hatten sich gegenseitig getödtet.

Während dieses Spiels hatte sich Isabeau von Neufchateau erhoben und Werner sah den Platz, den sie ihm gegenüber eingenommen, plötzlich leer. Er vermißte das schöne Frauenbild und gedachte abermals lächelnd der Worte, welche Yolantha zu ihm gesprochen.

Nun begann aber plötzlich ein wildes Getöse, alle Musik-Instrumente lärmten durcheinander, Glocken läuteten, Hundegebell und Peitschenknall, Jagdruf, Falkengeschrei nnd Hornsignale durcheinander, ein Chaos von Tönen! die Damen hielten sich die Ohren zu, die Herren lachten.

Damit waren die Zwischenspiele zu Ende, aber nun begann sofort der ernste Theil des Tinel und es zeigte sich, daß der Herzog von Burgund dieses Fest nicht umsonst so großartig ausgestattet hatte.

Das Mittelportal ging auf und unter einer ernsten, feierlichen, fast traurigen Musik trat ein Saracene ein, ein Riese in langem grünen Gewande mit einer Hellebarde in der Hand. Er führte einen

Elephanten, der reich mit seidenen Decken behängt war; der Elephant trug einen Thurm auf dem Rücken, auf welchem ein Frauenbild in weißer Nonnentracht erschien, deren Haupt verschleiert war. Mit großem Erstaunen und nicht ohne Aengstlichkeit sahen die Gäste den ungeheuren Elephanten, schwerwandelnd, in dem Gange zwischen den Tafeln heraufkommen, und sich dem Platze des Herzogs nähern. Als der Elephant etwa die Mitte des Saales erreicht hatte, schwieg die Musik plötzlich auf ein Zeichen, welches das Frauenbild auf dem Elephantenthurm gab und Alles lauschte in gespannter Erwartung.

Die Verschleierte aber neigte sich nieder und rief:

„Riese halt! hier will ich weilen,
Schaue hier ein stolz Geschlecht,
Das wird meinen Kummer theilen,
Heilen mein gekränktes Recht."

Der Elephant stand still vor dem Herzog, das Frauenbild schlug den Schleier zurück, ein schönes hehres Antlitz mit schmerzerfüllter Miene zeigte sich — das Bild der christlichen Kirche; mit erhobenen Armen sprach die edle Frauengestalt:

„Weinend komm ich, komme trauernd
Ob der Tücke, welche lauernd

Meine heil'ge Brust bedroht;
Trage durch die weite Erde,
Wandelnd durch die gläub'ge Heerde,
Meinen Gram und meine Noth;
Rufe durch des Festes Töne
Euch zum Kampfe, meine Söhne,
Ruf' Euch auf zum Glaubensstreit;
Ruf' Euch auf als gläub'ge Christen,
Die Ihr All' an meinen Brüsten
Wundervoll genähret seid.
Christi Kirche, die hier flehet,
Auf! erhebt Euch, auf! und sehet
Nach der Sonne Aufgang hin.
Dort, wo einst das Herz geschlagen,
Das für Euch das Kreuz getragen
In der Demuth stillem Sinn,
Brachen ein der Heiden Horden.
Ach! ich sah mein Volk ermorden
Und verwüsten meine Flur;
Sah den Strom herüber fluthen
Sah manch treues Herz verbluten
Und zertreten Christi Spur.
Meine Söhne, auf! zum Schwerte!
Tragt es nach der heil'gen Erde,

Stellt als Wächter Euch an's Grab,
Das die Väter einst befreiten,
Laßt die Heiden nicht erbeuten
Was Euch Gottes Gnade gab!"

Eine tiefe Bewegung gab sich in dem Saale kund, Thränen flossen über manche Wange und als die Trompeten schmetterten, da fuhr manche Hand an das Schwert. Auf der andern Seite aber kam an der Spitze eines reisigen Zuges der Wappenkönig Toison d'or herauf, der trug einen lebendigen Fasan, dem eine goldne Kette um den Hals geschlungen war. Neben dem Wappenkönig gingen Yolantha und Isabeau von Neufchateau, von Rittern des goldnen Vließes geführt.

Als der Wappenkönig vor dem Herzoge stand, rief er mit schallender Stimme: „Edler und mächtiger Herzog, mein erlauchter Herr! Es ist die alte Sitte der Väter, daß man bei hohen Festen einen Fasan, oder einen Pfau, oder einen andern edlen Vogel den Fürsten, Herren und Rittern darbringt, damit sie vor ihm ihre Gelübde ablegen. So hat man auch heute mich mit diesen edeln Damen gesendet, Euch den Fasan darzubringen und Euch zu bitten, daß Ihr Euch jener ritterlichen Sitte erinnern möchtet!"

Als der Wappenkönig schwieg, erhub sich der Herzog, zog eine Urkunde vor und gab sie Toison d'or, dann sprach er mit erhobener Stimme: „Ich gelobe Gott, meinem Schöpfer, der heiligen Jungfrau, den edlen Damen hier und diesem Fasan, daß ich thun und erfüllen will, was ich in dieser Urkunde versprochen habe!"

Heller Beifallsruf schallte durch den Saal, der Wappenkönig aber las, nachdem Ruhe geboten war, das schriftlich aufgesetzte Gelübde Philipps aus der Urkunde vor, an welcher das Siegel des Herzogs hing. In dieser sehr weitläuftigen, von dem Kanzler selbst vorsichtig abgefaßten Urkunde versprach der Herzog an einem Kreuzzuge Theil zu nehmen mit seiner ganzen Heeresmacht, und mit dem Aufgebot aller seiner Lehnsleute zur Befreiung des heiligen Grabes auszuziehen.

Wir haben schon ein Mal gesagt, daß der galante, staatskluge Herzog von Burgund nicht ohne Anflüge wirklich ritterlicher Art war; wir zweifeln nicht, daß er einem solchen Anflug gehorchte, als er sich zu diesem Kreuzzugsgelübde entschloß, es war ihm dabei auch wohl bewußt, daß er sich durch solches Gelübde und namentlich durch die feierliche Ablegung

dem heiligen Stuhle und der Geistlichkeit sehr wohlgefällig mache, er wußte, daß es von Bedeutung war, wenn Er ein solches Gelöbniß aussprach und ein solches Beispiel gab; Philipp der Gute war gewiß höchlich erbaut von sich selbst und von seiner eigenen Frömmigkeit. Gewiß übersah er in seinem Eifer, daß Messire Ludwig von Caillabot, Herr von Angrie, sein burgundischer Kanzler, den er mit der Abfassung der Urkunde betraut hatte, dieselbe so eingerichtet hatte, daß durch dieselbe eigentlich nichts, gar nichts, versprochen wurde; erstlich war gar nicht gesagt, wann der Kreuzzug beginnen sollte und zweitens war derselbe, halb und halb wenigstens, davon abhängig gemacht, daß der König von Frankreich ebenfalls in's gelobte Land ziehe. Der Kanzler hatte mit Karl dem Kühnen sich vorher besprochen, Beide wollten nicht das gelobte Land, wohl aber andere löbliche und etwas näher liegende Länder erobern, wollten ein neues Königreich Burgund stiften und zuckten die Achsel über den Kreuzzug. Der Herr von Angrie richtete die Urkunde auch so ein, daß Niemand ihre Nichtigkeit, auf den ersten Blick wenigstens nicht, erkannte, er versteckte deren Nullität hinter pomphaften Worten.

Es geschah wirklich, was er vorher gesehen, in der vom Wein erhöhten Feststimmung flammte die ritterliche Begeisterung auf und schlug wie eine leuchtende Lohe empor — die Zeit war hin, wo die Predigten der Mönche Tausende zu gewaltiger Erhebung bringen und zum Kampf um des Erlösers Grab begeistern konnten; wenn aber ein hoher Herzog im strahlenden Kranz der Frauen einen Kreuzzug gelobte, dann fuhren die Ritter noch nach dem Schwert und gewiß war ihre Begeisterung ächt, ungeheuchelt, ob sie aber die nächsten Tage überdauerte, das war eine ganz andere Frage.

Die Ritter drängten sich in dichtem Haufen heran, um ihre Gelübde vor Gott, vor den Damen und vor dem Reiher abzulegen, der Wappenkönig zeichnete ihre Namen auf, oder verlas die Gelübde, die ihm, auf Pergamentstreifen geschrieben, übergeben wurden. Es bedurfte der Mahnung nicht, daß sie dem Beispiele des edlen Herzogs folgen möchten, die ihnen die trauernde Kirche zurief, als sie auf ihrem Elephanten durch den Saal hinaus zog. Der Enthusiasmus war so allgemein, daß selbst viele der ehrbaren Schöffen und Bürgermeister aus den flandrischen Städten Gelübde ablegten und Frau Agathe,

die kleine, runde Dornenkönigin hatte große Noth, ihren wackern Gemahl von diesem Schritt zurückzuhalten; sie scheute sich nicht, ihn ziemlich laut daran zu erinnern, daß ihm das Dornenfest so ziemlich den dritten Theil seines Vermögens koste und daß er das wieder einbringen müsse, weil sonst ihre Kinderchen betteln gehen müßten, sie hätten deren zwar erst vier, aber man könne doch nicht wissen, wie viele ihnen der liebe Gott noch schenken werde — kurz, als die Dornenkönigin nichts mehr zu sagen wußte, da fing sie an zu weinen und ihre Thränen löschten die Flammen der Kreuzzugsbegeisterung in dem Herzen des Herrn Godefroy Gelimer bis auf das letzte Fünklein so gründlich aus, daß er sich jetzt selbst wunderte, wie er auf einen so thörichten Gedanken hatte kommen können. Der Dornenkönig war seiner Königin sehr dankbar für ihre Einmischung.

Es war noch Einer da, auf den die allgemeine Begeisterung gar nicht ansteckend gewirkt hatte, das war unser brandenburgischer Ritter, und als der Herr von Angrie zu ihm trat und ihn mit dem halb spöttischen, halb gutmüthigen Lächeln, das um seine dicken Lippen verrätherisch zu spielen pflegte, fragte,

ob er denn nicht auch sein Gelübde ablegen wolle, da antwortete er gleichfalls lächelnd: „Nach Euch, mein Herr Kanzler, nach Euch!“

Herr Ludwig von Caillabot zwinkerte ihm listig mit den Augen zu.

Die Stimme des Ritters aber, wenn auch nicht sein Wort, war vernommen worden, Isabeau von Neufchateau wendete sich halb und sah Werner stolz und glühend in's Antlitz; sie winkte ihm mit der Hand, er möge vortreten und sein Gelübde ablegen. Wirklich trat Werner näher, aber nicht zu dem Wappenkönig, sondern er stellte sich hinter die Dame und sprach halblaut: „Verzeiht, erlauchte Schönheit, daß ich Euerm gnädigen Winke nicht zu folgen mächtig bin, ich weiß nicht, wann der mächtige Herzog von Burgund zu seinem Kreuzzuge aufbrechen wird, ich aber bin für die nächsten Jahre noch dem Dienste meines Lehnsherrn, des Churfürsten von Brandenburg verlobt und kann ohne dessen Zustimmung nicht neue Gelübde ablegen!“

„Ihr seid entschuldigt, edler Herr!“ erwiederte Isabeau und schlug die Augen nieder vor dem Blick Werners.

„Ihr zeigt Euch heute eben so klug, wie gestern

tapfer!“ flüsterte ihm der Kanzler zu, „Ihr werdet wohl der Einzige von den Herren sein, der kein Gelübde übernimmt!“

„Ist der Erbe von Burgund kein Ritter?“ erwiederte Werner.

„Prinz Karl muß zu Hause bleiben, Land und Leute zu regieren, wenn der Herzog in's gelobte Land zieht!“ versetzte der Herr von Angrie und lachte. Er wußte sicher genug, daß sein Herzog nicht ins gelobte Land ziehen werde.

Das aber wußten die edlen Herren nicht, die sich da drängten, ihre Gelübde abzulegen, sie nahmen es ernst. Unterdessen behauptete der Ritter von Friesach seinen Platz. Lauschte er auf die Gelübde, die da abgelegt wurden? oder schaute er nach den runden, weißen Schultern Yolantha's, die einen Schritt weiter von ihm stand? wer will es sagen?

Die Gelübde der Ritter waren übrigens wohl werth der Beachtung. Es gab sich in vielen nicht nur die persönliche Gesinnung, sondern auch der Geist der Zeit kund. So gelobte Einer, er wolle an keinem Feiertag Fleisch essen und keinen Wein trinken bis zum Kreuzzuge und man sah ihm dabei an, daß er das für ein schweres Stück hielt; ein Andrer

gelobte, die Lippen seiner Dame nicht zu küssen bis zum Abschied.

„Aber er wird's leiden müssen, wenn die Dame ihn küßt!“ flüsterte der Kanzler spöttisch.

Wieder ein Anderer gelobte, sich Dienstags an keinen Tisch zu setzen; ein Zweiter versprach ehrlich, sein Ehebett zu meiden; ein Dritter, das Banner des Sultans selbdritt anzugreifen; ein Vierter, das Schwert selbst im Bett nicht abzulegen, bis zum Kampfe; ein Andrer, auf dem Erdboden zu schlafen; noch ein Anderer wollte seine Kleidung nicht ablegen bis zum Auszuge.

„Hat vermuthlich keine andere!“ spottete der Kanzler, der jedes Gelübde mit einer höhnischen Anmerkung begleitete, die er indessen immer so einschob, daß nur Werner sie vernehmen konnte.

Während der Ablegung dieser Gelübde wurden die riesigen Tafeln auf angeschraubten Rädern aus dem Saal gefahren, so daß nun der ganze ungeheuere Raum frei war. Werner, welcher genug Gelübde gehört hatte und des Kanzlers spöttischer Anmerkungen überdrüssig war, wandelte von Gruppe zu Gruppe. Da fand er den Bastard von Vagogne

mit der schönen Marguerite vor dem lebendigen Löwen.

„Und wie lautet das Gelübde Alexanders des Langen?“ fragte er herantretend.

„Marguerite!“ antwortete dieser schwärmerisch und drückte den Arm seiner Dame an seine Brust.

„Und das gelobte Land?“ fuhr Werner fort.

„Ich habe mein gelobtes Land gestern schon erobert,“ versetzte der junge Herr, „mein gelobtes Land liegt unter dem weißen Busen meiner Dame, das will ich vertheidigen nach Ritterpflicht!“

„Es wird Niemand kommen, Euch diesen armen Besitz streitig zu machen!“ sprach die blonde Margareth.

„Es wird es Niemand wagen, die Hand nach der Perle des Bastards auszustrecken!“ rief der junge Mann stolz.

„Glaubt das nicht zu fest,“ mahnte Werner, „wo die Verführung so groß, da scheut sich die Begehrlichkeit auch nicht vor Eurer Riesengestalt!“

„Wer es wagt, dem schlage ich den Schädel ein!“ zürnte der Bastard, er lächelte noch bei der Drohung, aber man sah es ihm wohl an, daß er ganz der Mann war, sie in Ausführung zu bringen.

„Also zieht Ihr wirklich nicht mit?“ fragte Werner weiter.

„Nein, ich bin kein Vasall von Burgund, de Croy und Achard sind nur Verbündete des Herzogs,“ lautete die kecke Antwort, „ich habe keine Zeit zu einem Kreuzzug, denn ich muß heirathen!“

Die blonde Margarethe wurde blutroth und fühlte sich sehr erleichtert, daß eine rauschende Musik im selben Augenblicke jedes weitere Gespräch unmöglich machte. Eine Musikbande in rothen Röcken von ebenso gekleideten Fackelträgern gefolgt, betrat den Saal. Hinter diesem Zuge schritt eine weißgekleidete Frauengestalt mit weißem Schleier und weißem Mantel, von ihrer Schulter wehete ein weißes Band, auf welches mit Goldbuchstaben gestickt war: Grâce Dieu! dann kamen zwölf weißgekleidete, aber verschleierte Damen, Jede von einem Ritter und drei Pagen geführt. Sie stellten die zwölf Gaben, oder Tugenden vor, nämlich: Glaube, Milde, Gerechtigkeit, Vernunft, Klugheit, Mäßigung, Kraft, Wahrheit, Freigebigkeit, Fleiß, Hoffnung und Tapferkeit. Jede der Damen hatte an ihrer Schulter ein Band, auf das der Name einer dieser Tugenden in Gold gestickt war. Nun stand Grâce Dieu in

der Mitte des glänzenden Halbkreises, den ihr Gefolge um sie und hinter ihr bildete.

Die ernste schöne Frau neigte sich huldreich gegen den Herzog und sprach voll Hoheit:

„Gottes Gnade stell' ich dar,
Der Bote bin ich seiner Milde,
Von seiner Güt' mein Aug' ist klar,
Die Schwachen schütz' ich mit dem Schilde.
Von den Sternen stieg ich herab zu Dir
Und bring' Dir der Gnaden Fülle
Und was die Schrift hier saget Dir,
Das ist des Allmächtigen Wille!"

Sie überreichte nun dem Herzoge eine Urkunde, in welcher gesagt wurde, daß Gott die so eben abgelegten Gelübde des Kampfes gegen die Ungläubigen mit Wohlgefallen angenommen habe und daß er diese Grâce-Dieu mit den zwölf Gaben oder Tugenden hierher sende, um der ganzen Christenheit, besonders aber den anwesenden Rittern und Fürsten zu verkünden, daß wer jene übe im Dienste der Kirche, dereinst die ewige Seligkeit als Lohn empfangen werde.

Nachdem diese Urkunde verlesen und mit tiefer Ehrfurcht angehört worden war, stellte Grâce-Dieu

die einzelnen Gaben vor. Sie zog der ersten Dame den Schleier vom Antlitz, es war die Prinzessin Magna von Bourbon, diese aber sprach:

„Ich stelle den heiligen Glauben dar,
Der führet Dich zu den Sternen klar.“

Die zweite Dame war die Gräfin Diana von Estranges, sie sagte:

„Die Milde bin ich auf Erden genannt
Und bringe Segen dem ganzen Land.“

Die Dritte war die Vicomtesse von Quelain, eine wunderschöne Jungfrau, ihr Spruch lautete:

„Ich trage reines Herz und Kleid
Und heiße die Gerechtigkeit,
Ich hüte Dich vor Missethat
Und führe Dich auf gradem Pfad.“

Die vierte Dame war die Gräfin von Aubeterre, sie declamirte:

„Zur Führerin bin ich erkoren,
Wenn Du in Wirrniß Dich verloren,
Laß Dich im Leben, Lieben, Streiten
Von der Vernunft zum Ziele leiten.“

Die Fünfte war die Seneschallin von Sassenage, sie redete den Herzog also an:

„Die Klugheit weiß den Weg zu finden,
Der sicher Dich gen Himmel führt,
Die Klugheit wird das Licht entzünden,
Das Deinem Lebensgang gebührt.“

Die Sechste, Fräulein Anne de Lanrière, des Obermarschalls Tochter, sprach:

„Und hast Du Glücks und Ruhms genung,
Denk' mein! ich bin die Mäßigung.“

Die Siebente, Fräulein Philippine von Croy, des großen Barons jüngste Tochter, ein stolzes Weib, rief:

„Was Großes ward gethan, geschafft,
Ich that's zumeist, ich bin die Kraft!“

Die Achte, es war die Gräfin Anne Nonpareille von Bouthillier, ein sanftes zartes Frauchen, flüsterte:

„Die Wahrheit sollst Du stets vernehmen
Und lieber Alles, als sie entbehren.“

Die Neunte war die Marchesina von Pescara, wir sahen am Tage zuvor ihren Vater in den Castilles turniren, sie sagte mit freier Miene folgende Verse her:

„Ich streue Gold und Silber aus,
Ich ziere hoch Dein fürstlich Haus.

Immer offen sei Fürsten Hand,
Freigebigkeit bin ich genannt."

Die Zehnte, Fräulein Marie Josephe von Rostun de Labaume sprach:

„Dir wächst zum Baum das kleinste Reis,
Wenn ich Dir helfe, ich, der Fleiß.

Die Eilfte, eine Dame aus dem großen Hause Crêvecoeur, sagte lächelnd:

„Und wenn Dich Alles wollte meiden,
Die Hoffnung kann nicht Trennung leiden,
Und wenn sie Alles von Dir treiben,
Ich will Dir treu zur Seite bleiben,
Und geht im Grab zu End' Dein Lauf,
Es steht die Hoffnung mit Dir auf!"

Die zwölfte Dame war Fräulein Angilberthe von Preche, Chatelaine von Louvignies, eine der reichsten Erbinnen in Picardie, die, obwohl nicht ohne Reize, doch mit fünfunddreißig Jahren noch nicht vermählt war, sie sprach kurz, fast barsch:

„Ich bin zum Kampf für Dich bereit,
Und bin geheißen die Tapferkeit."

Danach verneigte sich Grâce-Dieu, der Herzog aber stand auf und reichte ihr die Hand zu dem ersten Tanze; diesem Paare folgten die zwölf Ga-

ben mit den Rittern, welche sie geleitet hatten, während die Musiker und die Fackelträger in der Mitte des Saales auf und ab schritten.

Unserer Zeit dürfte diese Vermischung des Heiligen und des Profanen fast frivol dünken, die Naivetät jener Tage nahm keinen Anstoß daran.

Als der erste Tanz beendet war, sah Ritter Werner von Friesach plötzlich Yolantha und Isabeau vor sich, Yolantha sprach ihn munter an und sagte: „Des Herzogs hinkendes Kind, mein Ritter, ist Eure Dame und Herrin, Ihr habt das Recht des Tanzes, aber sie kann nicht mit Euch tanzen, da ist es nun ihr Wille, daß Ihr die gegenwärtige Dame Isabeau von Neufchateau, welche Euch die Gnade gewähren will, zum Tanze führet und Ihr dienet als Eurer Herrin und Dame!"

„Ich werde meiner wunderschönen Herrin die Treue wahren," versetzte Werner, das Knie vor Yolantha beugend und dann sich zu Isabeau wendend und wiederum das Knie beugend, fügte er hinzu: „und der neuen Herrin will ich meinen Eifer und meine unterthänigen Dienste widmen!"

„Wie vermessen Ihr sprecht," rief Yolantha, „wohlan! versucht es, Euer Herz zu wahren diesen

Augen gegenüber!" Hell lachend zog sich die Herzogstochter zurück.

„Liebt Ihr Yolantha, starker, deutscher Ritter?" fragte Isabeau, ihre Hand auf den Arm Werners legend.

„Wer liebt sie nicht?" entgegnete Werner.

„Liebt Ihr sie nicht mehr wie Andere?"

„Ich wäre ein Undankbarer, wenn ich sie nicht mehr liebte," lautete die Antwort, „sie hat mir so huldvoll gestattet, ihre Farben im Turnier zu tragen, Sieg und Dank gewann ich durch ihre Farben!"

„In meinen Farben würdet Ihr nicht Sieger geblieben sein, meint Ihr's so?" fragte die Dame.

„Erlauchte, schöne Herrin," versetzte Werner lächelnd, „solche Frage kann ich Euch nicht beantworten, ich habe die Probe nicht gemacht, Ihr habt mir kein Gunstzeichen gegeben, ich habe nur die Macht Eurer Reize auf mein Herz, aber noch nicht die Kraft Eurer Farben im Kampfe gespürt!"

„Ich werde Euch meine Farben verstatten, zur Probe, im nächsten Kampfe!" versetzte Isabeau hastig.

Werner war durch diese Leidenschaftlichkeit, die wie ein Ueberfall wirkte, höchlich überrascht, aber Isabeau war so schön, so wunderbar schön; in

ihren Augen leuchtete die Gluth so verführerisch, so lockend hingen die dunkeln Locken über die weiche Wange, so üppig blüheten diese Lippen, es wallte und bebte das glühende schöne Weib, daß die Sinne des deutschen Ritters in den gewaltigsten Aufruhr geriethen. Er war keines Wortes mehr mächtig und beugte sich nieder, die schöne Hand zu küssen, die sie ihm gewährend ließ.

Im nächsten Augenblicke zog er mit ihr in den Windungen des Tanzes dahin, er sah nur sie noch, nur sie allein und drüben am Stuhl des Herzogs stand Yolantha; sie zerdrückte eine Thräne im Auge, sie ballte die kleine Hand zur Faust, sie sah, daß alles so gekommen war, wie sie gewünscht, wie sie gewollt, aber ihr Herz war voll Schmerz und Bitterkeit.

Tanz auf Tanz folgte, Werner sah nur Isabeau, die sich stolz und sicher ihrer Eroberung bewegte und die leidenschaftliche Gluth der verliebten Frau mit der Würde und dem Anstande einer Königin zu vereinigen wußte. Werner sah nur Isabeau, aber Yolantha sah nur das tanzende Paar.

Da tönten auf's Neue Trompeten-Fanfaren, ein Herold trat mit einem Zuge von Fackelträgern ein,

dann folgten zwölf Kämmerer, die einen prächtigen von zwei Pagen geleiteten weißen Zelter umgaben, auf diesem saß eine schöne Dame in einem licht-blauen Kleide, das mit goldenen griechischen Buch-staben gestickt war. Diese Dame hielt einen herr-lichen Blumenkranz in der Hand. Langsam kam der Zug durch den Saal und stand endlich vor dem Sitze des alten Herzogs Adolf von Cleve. Einer der Kämmerer trat vor und sprach:

„Hoher Herr, wir bringen Dir
Huldigend die Blumenkrone,
Es verkündet ihre Zier,
Daß hier Freude wohne.
Nimm sie aus der Schönen Hand
Die im lichten Kleide,
Von dem Himmel ist gesandt
Als Symbol der Freude.“

Die Dame stieg vom Zelter, verneigte sich vor dem Herzog, küßte die Blumenkrone und setzte sie dem alten Herrn auf das graue Haupt, dieser erhub sich rasch und küßte die Dame dreimal auf den Mund, dann wendete er sich an den Herold und sagte ihm, daß sein Fest am Tage nach der Beendi-gung des Dornenfestes gehalten werden solle. Nun

verkündete der Herold, nachdem von den Kämmerern Stille geboten: daß der sehr erlauchte, sehr gnädige und sehr mächtige Fürst, Herr Adolf Herzog von Cleve, zu seinem Feste lade am Tage nach dem Dornenfest. Dreimal, dreimal! Händeklatschen und der Jubelruf: Montjoye! Montjoye! antwortete dieser Verkündigung.

Die Ueberreichung der Blumenkrone war die verblümte Aufforderung zur Veranstaltung eines Festes; es versteht sich, daß man eine solche immer nur an Fürsten und Herren richtete, welche über die Mittel geboten, welche nöthig waren, ein solches Fest zu geben.

Danach begannen die Tänze wieder, aber vergebens suchte Werner Isabeau; er vermochte sie nicht zu finden, auch Yolantha hatte den Saal verlassen und Werner war nicht eben über das Verschwinden seiner schönen Herrinnen dadurch getröstet, daß der große Baron Philipp von Croy zu ihm trat und ihm vertraute: der Herzog habe mit Absicht durch das Dornenfest und dessen besonders glänzende Feier die öffentliche Aufmerksamkeit auf das heute abgelegte Gelübde gelenkt, damit dasselbe allbekannt und in allen Landen eine allgemeine Nacheifrung

errege. Seit der Einsetzung des Ordens vom goldnen Vließ habe sich der Herzog mit diesem Gedanken getragen, dem er heute einen so glänzenden Ausdruck gegeben.

Der ritterliche Baron glaubte also ehrlich an diesen Kreuzzug und war fest entschlossen, sich an demselben zu betheiligen.

Das Fest nahete dem Ende, die Reihen lichteten sich und den Rittern und Damen wurde der Nachttrunk und das Confect gereicht.

Werner wünschte sehr, sich zu entfernen, es war aber nicht möglich durch die großen Pforten zu entkommen, da dort das Gedränge gewaltig war, weil nun auch Leute herein wollten, Diener und Andere, um noch einen Schimmer von dem Glanz des Festes zu erhaschen, mochte dieser Schimmer auch aus Kuchen und Wein bestehen.

Als der deutsche Ritter sich unmuthig umschaute, bemerkte er zwei kleine Thüren rechts und links vom Büffet, welche in das Innere des Palastes führen mußten. Durch die eine Thüre sah er so eben den Bastard von Vagogne verschwinden, die riesige Gestalt war unverkennbar, auch führte er zwei Damen, von denen die Eine blau und weiß gekleidet war;

er konnte nicht zweifeln, daß es der Bastard mit Marguerite und mit der Mutter Winsen war. Er beeilte sich, dem Waffengefährten zu folgen; bevor er aber den weiten Saal durchschritten, war der Bastard längst verschwunden und die Thür hatte sich geschlossen. Dennoch folgte Werner, er fand die Thür nicht verriegelt und trat ungehindert in einen schmalen langen Gang, der nur sehr spärlich erleuchtet war. Am Ende des Ganges aber wurde er angerufen und die Spitze einer Partisane senkte sich gegen seine Brust. Der Brandenburger wollte auf das barsche: „Niemand passirt hier!" des Hellebardiers schon umkehren, aber er machte doch noch einen Versuch und nannte seinen Namen.

„Laß den deutschen Ritter, den Sieger im Turnier, passiren, Rebour!" sagte eine Stimme „ich bürge für ihn!"

Der Hellebardier schulterte die Partisane und Werner trat in einen Vorsaal, wo zwei höhere Diener, wie ihm schien, ihn sehr achtungsvoll empfingen, von denen der Eine sich sogleich erbot, ihn zu geleiten. Der Brandenburger hatte nicht acht darauf, daß diese beiden Männer nicht die Farben

des Herzogs trugen, sondern in Purpur und Schwarz gekleidet waren.

Durch ein wahres Labyrinth von Gängen, über kleine und große Treppen, die alle nur matt erhellt oder gar nicht beleuchtet waren, folgte Werner seinem gefälligen Führer, er hätte sich hier nimmer zurecht gefunden; plötzlich blieb der Diener stehen und sprach: „verzeiht, Messire, ich kann Euch nicht weiter begleiten, es ist auch nicht nöthig mehr, geht den Gang hinunter, die Thür ist geöffnet, die Treppe dann führt Euch zu der Seitenpforte und der Straße de la Barre!“

Dankend ging Werner weiter, er kam den langen Gang hinunter und fand, wie ihm der Diener gesagt, die Thür unverschlossen, er öffnete sie, trat aber nicht, wie er geglaubt, in eine Treppenhalle, sondern in ein Gemach, welches nur durch die Gluth, welche in einem Kamine glimmte, ganz matt erhellt war. Ein starker, fast berauschender Duft von Orange erfüllte den Raum. Eben wollte er wieder umkehren, er war offenbar falsch gegangen, schon faßte er nach der Thür, da schlug ein leichtes Geräusch, ein leises Klirren an sein Ohr, es wurde ein Riegel vorgeschoben — er hatte sich nicht getäuscht, er drückte

vergebens auf die Klinke, die Thür wich nicht, er war von Außen eingeriegelt.

Der tapfere Ritter war nicht erschrocken, aber er war überrascht, was sollte das bedeuten? er stand einen Augenblick und überlegte, ein Fenster war ihm gegenüber, er ging darauf zu und schlug den seidenen Vorhang zurück, der Mond schien hell und klar in das Gemach.

„Ein seltsam Abenteuer!“ sagte Werner und wandelte überlegend auf und ab; es war ihm klar, daß ihn der Diener absichtlich irre geleitet haben müsse, er konnte sich in dem langen Gange gar nicht verirrt haben, es war da nur eine Thür gewesen. Es kam ihm jetzt auch in's Gedächtniß, daß es ihm gedünkt, als schleiche von Weitem ihm Jemand nach — war jener Diener hinter ihm hergeschlichen? hatte er die Thür hinter ihm geschlossen?

Da fiel Werners Auge auf einen schmalen, matten Lichtstreifen, der sich von links her in das dunkle Gemach stahl, rasch entschlossen ging er darauf zu, vor dem Stoß seiner Hand flog eine leicht angelehnte Thüre zurück und mit einem weiten Schritt trat er in ein zweites Gemach, wo auf einem Pfeilertisch über der Gluth eines Kohlenfeuers auf einer

silbernen Pfanne stark duftende Hölzer dampften. Auch dieses Gemach war nur durch den rothen Glast des niedergebrannten Kaminfeuers erleuchtet; als sich Werner aber umdrehte um weiter zu forschen, da legten sich plötzlich zwei weiche, volle Arme um seinen Hals, ein berauschender Odem wehete ihn an und ein glühender Kuß brannte auf seinen Lippen — Purpur und Schwarz!

Achtes Capitel.

Ardenner-Wald.

Da, wo sich die uralte Römerstraße aus dem Herzogthum Brabant nach Süden wendet und am linken Ufer der Maas hinlaufend von der alten Veste Namur aus sich in das Ardenner-Wald-Gebirge vertieft, bildete sie im fünfzehnten Jahrhundert ziemlich genau die Grenze zwischen dem Herzogthum Luxemburg und der Grafschaft Hennegau. Sie durchschnitt damals zwischen Namur und Rethel den wildesten, aber auch den wildreichsten Theil des Ardennerwaldes und berührte jene berühmten Jagdreviere, um die seit alten Zeiten so viel Streit gewesen zwischen den Baronen im Hennegau, dem Herzoge von Luxemburg, dem Grafen von Namur und Rethel.

Bei Rethel überschritt die Römerstraße die

Aisne und lief, sich westlich wendend nach der alten Königsstadt der allerchristlichsten Könige, nach Rheims, erreichte weiter südlich am rechten Ufer der Marne die offne Heerstraße, welche, immer dem Lauf der Marne folgend, über Meaux nach Paris führte.

Die große Straße, welche aus Flandern über Lille, Doornik und Bergen durch Hennegau in's Luxemburg führte, durchschnitt die Römerstraße so ziemlich auf der Mitte Weges zwischen Namur und Rethel und lief durch den sogenannten Sattelpaß zunächst nach Rochefort, einer festen Stadt des Herzogs von Luxemburg.

Um die Mittagsstunde war es, an einem schönen Junitage, etwa ein Vierteljahr nach dem Dornenfest von Lille, als eine Reiterschaar, welche etwa zwanzig Mann stark sein mochte, über die kahle, mit Steintrümmern bedeckte Halde niederritt, welche abwärts der Römerstraße zum Fuße des tief eingeschnittenen Sattelpasses führte.

Je mehr sich die Reiter dem Paß näherten, desto näher rückten die Felsen und Waldberge von beiden Seiten zusammen, desto wilder und großartiger wurde das Gebirge. Von tiefen Spalten zerrissen, starrten die Felsenwände dem Blicke entgegen,

kahl, nackt und schiefergrau, bis auf schwindelnder Höhe, hoch über den Reitern, die Vegetation eines dichten Gesträuchs sich entwickelte, an welche sich der mächtige Laubwald von Eichen, Buchen und Föhren anschloß, der alle Kämme dieses Gebirges bedeckt und ihm den Namen des Ardenner=Waldes gegeben.

Die Reiter bekümmerten sich wenig um die Großartigkeit des Gebirges; die drei Voranreitenden, an ihrer Kleidung erkennen wir zwei Ritter und einen geistlichen Herrn, sind im eifrigen Gespräch, die in einer Entfernung von etwa zwanzig Schritt folgende Dienerschaft flucht über den nun ziemlich steil aufwärts führenden Weg, oder treibt allerlei unfeine Späße mit einem Juden, welcher die Erlaubniß der Ritter erhalten hat, sich dem reisigen Zuge nach Rochefort anschließen zu dürfen. Allein hätte er's nimmer wagen dürfen, mit seinen beiden Packpferden durch den Ardennerwald zu ziehen.

Die Ritter sind uns nicht ganz unbekannt, wir haben sie Beide auf dem Turnier vor dem Palaste von Ritour kennen gelernt, es ist der französische Ritter Corbeau von Vaulserre und der böhmische Herr Friedusch Hovorra und Beide ziehen gemeinschaftlich nach Mainz zu einem großen Turnier.

Auch der geistliche Herr ist uns bekannt, die lange, hagere Gestalt und die großen schwärmerischen Augen verrathen uns den Pater Jehan von Moab, Prediger-Ordens, den Sohn des berühmten Minstrels Bertran von Chimay. Der Predigermönch geht in Geschäften seines Klosters nach Trier, dessen Churfürst und Erzbischof, als des heiligen Reiches Kanzler in Frankreich und Arelat, noch immer einen ziemlich großen, wenn auch vielfach bestrittenen Einfluß in den Landen des Herzogs von Burgund übt.

„Ich denke, Messire," wendete sich der Böhme an den Franzosen, „wir lassen's uns in Trier gefallen und machen eine ordentliche Rast daselbst, der Wein ist gut dort, die Herberge gut, die Frauen artig, ich hab's erfahren, als ich im vorigen Jahre dort rastete."

„Es wird das rechte sein," entgegnete der Baron von Vaulserre, „auch ich komme nicht gern zu früh in die Stadt, wo ein Turnier gehalten wird, man ist bei den Vorbereitungen den Leuten im Wege, eigentlich hätten wir wohl besser gethan, wenn wir noch ein paar Tage zu Lille geblieben wären; ich befand mich sehr wohl dort in meiner Herberge bei dem Messire de Prault!"

„Das Leben war üppig und lebhaft genug,“ erwiederte der böhmische Landherr, „es kam mir aber doch öde und langweilig vor, als der Hof den Palast Ritour verlassen hatte, namentlich seit die schöne Yolantha sich zurückgezogen.“

„Ihr habt auch zu tief in die lieblichen braunen Augen des hinkenden Herzogskindes geblickt!“ spottete der Baron lächelnd.

„Ich war auch da Euer guter Gefährte, Messire!“ versetzte Herr Friedusch Hovorra mit einem leichten Seufzer und strich seinen langen Bart.

„Ihr scheint es aber ernster genommen zu haben!“ meinte der Baron von Vaulserre.

„Hm,“ meinte der Böhme, „diese Augen haben mir's angethan, ich trug aber mein Schicksal in Geduld, da ich so viele Leidensgefährten hatte; schon war ich nahe daran, um die kalte Schönheit in allem Ernst werben zu lassen, ich hätte sie als meine Gemahlin auf meine Schlösser im Böhmerland geführt, da erfuhr ich etwas, was mich zwar von der Werbung zurückhielt, mich aber zugleich auch mit einem Schmerz erfüllte, den ich noch jetzt nicht ganz besiegen kann!“

„Und was habt Ihr erfahren?“ fragte der Franzose, mehr neugierig als theilnehmend.

„Yolantha war nicht kalt, nicht unerreichbar!“ flüsterte Hovorra.

„Ich habe nie an diese Kälte geglaubt!“ lachte der Franzose.

„Wir hatten einen beglückten Nebenbuhler!“

„Und wer war das?“

„Der deutsche Ritter von Friesach!“

„Der grimmige Bär! seltsam ist der Frauen Geschmack, aber nein! ich glaube das nicht — man hat Euch belogen, Herr, es ging die Sage, daß der deutsche Ritter seit dem Feste, welches der Herzog von Cleve gab, der Deutsche trug bei dem Turnier die Farben der Dame Isabeau von Neufchateau und siegte dreimal in denselben, und es ging die Sage daß der Ritter von Friesach seit jenem Fest der beglückte Liebhaber jener stolzen Dame gewesen und ich kann Euch versichern, ich weiß es, daß jene Sage wohl begründet war!“

Herr Fridusch Hovorra schüttelte leise sein Haupt.

„Mein Ecuyer,“ fuhr der Baron vertraulich fort, „hatte eine Liebschaft mit einer der Frauen der Herzogin im Palast, er hat selbst mehrmals gegen

Morgen den deutschen Ritter aus dem Gang kommen sehen, in welchem die Kammern der Dame Isabeau lagen!“

„Das mag sein,“ versetzte der Böhme ruhig, „aber Isabeau war Yolantha's Freundin, sie mag die Zusammenkünfte des Deutschen mit dem Herzogskinde in ihrer Kammer vermittelt haben!“

„So sah die Dame von Neufchateau nicht aus,“ bemerkte der Franzose ungläubig, „diese funkelnde Isabeau war nicht zu einer Vermittlerin geschaffen, doch wenn Ihr Eurer Sache so sicher seid —“

„Ich bin es,“ erwiederte Herr Fridusch, „ich kenne einen Mann, welcher Zeuge war, als der deutsche Ritter in einer Nebencapelle der Sanct-Moritzkirche zu Lille in der Nacht getraut wurde, die Dame aber, mit welcher er getraut wurde, war Yolantha von Burgund.“

„Gare le corbeau!“ schrie der Franzose überrascht, dann setzte er leise hinzu, „der deutsche Ritter fürwahr! hat Muth, das hätte ich selbst nicht gewagt, dem Herzog von Burgund sein liebstes Kind so unter der Nase weg zu heirathen!“

„Der Muth war so groß nicht,“ entgegnete der

Böhme verdrießlich, „das hätte ich auch gewagt, wenn ich einen solchen Trauzeugen gehabt hätte!"

„Wen meint Ihr? sprecht!"

Die Neugierde des Franzosen war groß.

„Wozu soll ich's verschweigen," sagte Herr Fridusch, „ich werde dieses Land nie wieder sehen, ich will Euch das Geheimniß anvertrauen, Messire, aber hütet Eure Zunge, wenn Ihr zu dem burgundischen Hoflager zurückkehren solltet, es ist schlecht handeln mit Dem, der des Deutschen Trauzeuge war!"

„So sprecht doch endlich!" drängte der Baron.

„Die Trauzeugen des Deutschen waren der Graf von Charolais und der Bastard von Vagogne!"

Auf's Höchste erstaunt hielt der Franzose einen Augenblick sein Roß an und blickte dem Böhmen in's Gesicht, dann ließ er sein Thier weiter gehen und senkte sinnend sein Haupt.

Der Böhme aber, der wohl keine Lust spürte, ein Gespräch fortzusetzen, welches seinen Liebeskummer auf's Gewaltigste aufzuregen begann, wendete sich an den Dominicaner, der auf einem sehr wohlgenährten Maulthiere, das einen derben Gegensatz zu seiner eigenen Magerkeit bildete, einige Schritte hinter

ihnen ritt und rief ihm zu: „Nun sind wir mitten in dem Ardennerwald, nicht, mein frommer Vater?"

„Recessit ab Israëlitis gloria," murmelte der Predigermönch, „postquam capta divina arca est. Ichabod! Ichabod!"

„Ei! mein frommer Vater!" rief der Böhme lächelnd, „ich sage Euch, daß wir mitten im Ardennerwalde sind und Ihr antwortet mir Latein!"

„Est sylva Arduenna," entgegnete der Mönch, sich besinnend und fuhr dann fort: „ja, dies ist der Ardennerwald, edler Herr, Ardenna bedeutet in der Sprache der Völker, die ehedem hier gehaust, ein Gebirge an den Flüssen Gottes gelegen, indeß das ist eitel, denn die Erde ist überall des Herrn, wie die Schrift sagt; aber zwanzig Ströme haben ihre Quellen im Ardenner-Walde und zur Römerzeit herrschte hier ein streitbar Volk, Nervii geheißen, welche als blinde Heiden diesen Bergwald der Dianae heilig hielten, weil er wildreich über die Maaßen ist und der Dianae alles heilig war, was zur Jagd gehörte, sintemalen die blinden Heiden Dianam als eine Göttin der Jagd verehrten, an deren Stelle bei wahren Christen nun mit gutem Fug Sanctus Hubertus getreten!"

Als der Pater Jehan von Moab solche gelehrte Erklärung mit einer halb unwilligen Hast abgegeben, senkte er sein Haupt nieder und verfiel auf's Neue in die frommen Meditationen, aus welchen ihn der Anruf des böhmischen Edelmann's aufgeschreckt.

Dieser ließ ihn, seine Art kennend, gewähren und blickte staunend empor zu einem riesigen Felsenkegel, der sich mit einer scharfen Ecke und einer fast senkrechten Wand vorschob, als wolle er den Sattelpaß sperren, er zwang auch den Weg, sich in einer spitzen Wendung um seinen Fuß zu ziehen.

Die Ritter bemerkten fast zugleich, daß ein einziger Thurm auf dem Plateau dieses Felsens den Paß beherrschen könne, man sah aber da oben nur eine niedrige Hütte, welche unter Bäumen lag; vor der Hütte war eine grüne Wiese, die Höhe aber so beträchtlich, daß die Reiter, die unten durch den Paß zogen, nicht zu unterscheiden vermochten, ob die weißen Punkte auf der Wiese vor der Hütte Schaafe oder Ziegen.

Lassen wir die Reiter ihre Straßen ziehen und den Franzosen mit dem Böhmen über das Alter einer Wolfsfährte streiten, welche sie auf dem Wege entdeckt haben; wir führen unsere Leser auf die Höhe

dieses Bergkegels, über welchen eine Seitenstraße von den hinterliegenden noch höhern Bergen kommend, wieder nordwärts nach Lüttich zu läuft.

Die steile Felsenhöhe ist sicherlich einer der schönsten Punkte im Ardennerwalde; weit nach dem Hennegau hinein blickt man westwärts über niedrigere Bergrücken und nach Norden thut sich die weite Landschaft auf über Lüttich bis nach Mastricht hinauf. Und die Hütte da oben liegt so heimlich unter herrlichen Eichen und Buchen, man sieht sie nur unten vom Sattelpaß aus, wohin nach dem kleinen Wiesenabhang der Felsen in schwindelnder Höhe steil abfällt.

Weithin schallet der dröhnende Tactschlag der Hämmer! die Hütte mit dem bemoosten Dach ist eine Schmiede, aber ihr Getöse verklingt in der Höhe und dringt nicht herab in die Tiefe. Die Schmiede auf der Höhe mag gute Nahrung haben, denn die Bergstraße führt dicht daran vorüber und sie ist danach angethan, daß aufwärts oder abwärts ein Schärfen der Eisen den Rossen gut thun muß. Und zu gewissen Zeiten im Jahre, wenn die großen Messen in Lüttich gehalten werden, ist die Bergstraße belebt genug. Sonst freilich mögen nur ein-

zelne Reiter, oder mal Einer von den jagdlustigen Baronen mit seinem reisigen Gefolge dieses Weges ziehen; die reichsten Jagdreviere liegen ringsum.

In der offenen Schmiede arbeiten zwei Männer am Ambos, sie schlagen gar lustig und tapfer zu, daß der alte, rußige Kerl, der auf der Schwelle sitzt, seine Freude daran hat und das junge Weib auch, das lächelnd der Arbeit zusieht. Das junge Weib im kurzem rothen Rock, mit dem schwarzen Sammetbrustlatz und dem saubern weißen Hemd, dessen Aermel aufgeschlagen einen so zierlich gerundeten, weißen Arm zeigen!

Das reizende junge Weib in der Schmiede im Ardennerwald, wir kennen das Antlitz und die braunen Augen, das Weib ist Yolantha von Burgund, Herzog Philipps Töchterlein. Der Schmied im braunen Lederwamms ist der deutsche Ritter Werner Todt von Friesach und sein Gesell ist der Coutelier, der grimmige Dücker Enzelt, der Feind des Fluchens, den Werner einst zum Schloßhauptmann in Saint Géran machte.

Werner schmiedet auf dem Ambos, an welchem Yolantha's Wiege gestanden.

„Aber jetztund ist's genug," rief das junge Weib

mit heller Stimme: „Du hast Dein Tagelohn verdient, laß uns geh'n, Werner!"

Der Schmied nickte der muntern Frau mit einem stolzen Lächeln zu, hub den Hammer, schlug mit der scharfen Ecke eine tiefe Kimme in den Block von Eichenholz, der als eine Art von Werktisch diente, legte den Hammer nieder, ließ das Schurzfell fallen und sprang dann mit einem kecken Satz über Ambos und Kühlfaß, nahm die beiden Hände seiner schmucken Frau, zog sie, die nur scherzend widerstrebte, zur Thür, faßte sie dort um den Leib, hub sie auf seinen starken Arm und trug sie, wie eine Wärterin ihr Kind, davon. Yolantha lachte, lieblich klingend, und spielte mit dem langen Blondhaar ihres Trägers, das im Anhauch des Bergwindes weithin wehete.

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich das Wesen länger mit ansehen kann!" fluchte Dücker Enzelt und wischte sich eine Thräne der Rührung aus dem Auge.

„Gott segne sie, Gott segne sie!" flüsterte der Alte, der auf der Schwelle gesessen und nun an den Ambos trat, um die von Werner angefangene Arbeit zu beenden. Er war der eigentliche Besitzer der Bergschmiede, er trug sie zu Lehen vom Haus

Ardenne, einem Jagdschloß, welches der Herzog Philipp etwa zwei Stunde von der Schmiede besessen und seinem hinkenden Kinde geschenkt hatte. Yolantha hatte vor ein paar Jahren schon die Bergschmiede, in welcher sie einst geboren, von dem Baron Philipp von Croy gekauft und zu den Besitzungen des Hauses Ardenne geschlagen.

Der glückselige Werner aber trug das glückselige junge Weib hinein in den schattigen Wald und die Last wurde ihm nicht schwer, bis er sie unter einer schönen Buche auf einen glatten Stein stellte.

Yolantha blickte durch eine tiefgespaltene Klippe nieder in das Land, sie klatschte in die Hände und rief freudig: „keine Fahne! keine Fahne!"

„Siehst Du wirklich das Zeichen nicht? fragte Werner.

„Der Zinnenthurm liegt im hellsten Sonnenlicht," entgegnete das reizende Weib, „nicht der Schatten einer Fahne auf der Platform!"

„Wirklich?"

„So sieh doch selbst, lieber Ungläubiger!" rief Yolantha.

Werner sprang hinauf, umfaßte sein Weib mit dem linken Arm und schaute nieder.

„Wirklich, Du hast recht!“ stimmte er zu, „im hellsten Sonnenlicht liegt Dein Fürstenschloß vor dem Walde und keine Warnungsfahne zu sehen!“

„Siehst Du nun, daß ich recht hatte, Werner,“ triumphirte die muntere Frau, „so wie am siebenten und wie am vierzehnten Tage, haben Dich auch am einundzwanzigsten Tage Deine düstern Befürchtungen betrogen, aber ich will Dir gestehen, daß es mir einen kleinen Stich in's Herz gab, als Du vorher in der Schmiede die einundzwanzigste Kimme in den Block schlugst, Du hattest mich mit Deinen Befürchtungen angesteckt, Langbart!“

Sie zupfte neckend mit der kleinen weißen Hand an Werners Bart.

„Sprich nicht von Befürchtungen,“ erwiederte Werner, und küßte die weiche Wange des blühenden Weibes, „ich fürchte gar nichts, ich fürchte auch die Trennung nicht, denn solche Seligkeit wie ich sie hier in dieser Bergeinsamkeit mit Dir genossen, ist zu groß, als daß sie lange dauern könnte! Kommt die Stunde der Trennung, so werde ich dankbar für die Vergangenheit und, des Wiedersehens sicher, nicht trübe, sondern beglückt von hinnen ziehen!“

Volantha sprach nicht, aber sie schmiegte sich

innig an den geliebten Mann und zwei Paar leuchtende Augen schauten nieder in das herrliche, waldumrauschte Felsenthal, an dessen Ausgang sich die Thürme von Schloß Ardenne zeigten.

Plötzlich lachte das junge Weib in einer unbeschreiblich lieblichen Weise hell auf.

„Was gibt es? was gibt es?“ fragte Werner, aber er lachte schon mit.

„Oh! ich dachte nur daran,“ erwiederte Yolantha, „wie leicht wir's der guten Clementia gemacht haben, uns zu warnen, sie braucht nicht einmal eine Fahne auf der Platform aufzupflanzen, sie braucht sich nur hinzustellen und mit einem weißen Tuch zu wehen, sie steht immer so grade, daß wir in dieser Entfernung sie gewiß für die Fahnenstange halten würden!“

Lachend sprang Werner von dem Stein, er entfernte sich zwei Schritte und sprach dann pathetisch und wieder näher tretend: „So stehst Du, ein hehres Götterbild auf Deinem Altar und anbetend nahet Dir Dein erster Opferpriester!“ .

„Ich nehme gnädig Deine Opfer an!“ erwiederte das junge Weib in demselben Tone.

„Ja, Du bist Diana selbst, die große jungfräu-

liche Göttin, welcher der Ardennerwald vor Alters heilig war!" fuhr Werner fort.

„Jungfräulich, arger Spötter, ich bin Dein ehelich Weib!" rief Yolantha, aus der Rolle fallend.

„Hehre Diana, große Göttin der Jägerei, blicke mild auf mich nieder!"

„Diana im rothen wollenen Rock!" spottete Yolantha.

„Keusche Diana —"

„Es ist langweilig, Göttin zu sein," unterbrach Diana ihren Priester, sprang von ihrem Altar, umschlang ihn mit ihren zarten Armen und sprach: „ich will nicht angebetet sein, lieben sollst Du mich, lieben, siehst Du, aber nicht anbeten!"

Das glückselige Paar wandelte Hand in Hand unter traulichem Gekose dahin auf einem schmalen Waldpfade, „Mein Reh, meine süße, weiße Hinde!" flüsterte Werner.

„Ja, ich bin ein Reh, aber Dein Reh bin ich nicht, wilder Jäger!" entgegnete Yolantha, sich muthwillig losreißend und eilte in vollem Laufe davon in eine blumige Wiese hinein, die heimlich versteckt, von hohen Eichen und dichtem Unterholz umgeben, mitten im Walde lag.

Werner stürmte hinter ihr her, die in heller Jugendlust vor ihm her flog; der ernste Ritter von Friesach, der „Heimliche“ des staatsklugen Eisenzahn's, der Sieger in so vielen Kämpfen und Turnieren, wie jung hatte den Mann die Liebe gemacht! Und das arme hinkende Kind Herzog Philipps? nun, wenn es auch nicht tanzen konnte, laufen konnte es desto besser, das mußte Werner spüren. Wie wilde Kinder jagten sie sich herum auf dem weichen Moos und als der Jäger endlich sein Rehlein fing, es hochaufathmend und mit stürmisch wallendem Busen in seinen Armen hielt und als stolzer Sieger die glühend rothen Wangen küßte, da war's doch noch lange kein Frieden in dem lustigen Kriege, den die Liebe mit der Liebe führte, sondern nur ein gebrechlicher Waffenstillstand, der zehnmal aufgehoben und unter zärtlichen Küssen zehnmal wieder erneuert wurde.

Endlich aber wurde Yolantha des wilden Spieles doch müde, denn obwohl der Platz schattig, so war die Luft doch heiß und still, schwül beinahe, weil die dichte Umhegung keinem Lüftchen den Durchzug gestattete.

Da lagen sie nebeneinander auf dem weichen,

duftigen Moos, das dicht die Wurzeln einer alten Eiche überzog.

„Ich werde oft hierher kommen, mein Werner, wenn Du fern bist," begann Yolantha anmuthig lächelnd, „hier werde ich Deiner am liebsten gedenken, Du theurer Mann!"

„Und ich werde immer bei Dir sein, süßes Weib," lautete die lächelnde Antwort, „immer bei Dir, ob uns auch hohe Berge und große Ströme trennen!"

In diesen beiden Menschenkindern war die Ahnung naher Trennung, aber kein Hauch von Schmerz über die Trennung; sie nahmen jeden Tag weiter, der ihnen vergönnt wurde, als ein schönes Geschenk dankend hin, sie freuten sich glückselig des Beisammenseins in der Einsamkeit, aber sie fürchteten die nahe Trennung, welche sie unvermeidlich wußten, nimmer, so sicher waren sie in ihrer Liebe Eins des Andern. Sie hatten manche glückselige Stunde mitsammen verlebt, seit sie zu stiller Nachtstunde heimlich getraut wurden von dem Pater Jehan von Moab in der Sanct Moritzkirche zu Lille, aber das Geheimniß konnte ihrer Liebe keinen höhern Reiz verleihen. Wohl mußten sie ihre Liebe in ein tiefes Geheimniß hüllen, denn wenn auch Philipp der

Gute sicherlich sehr nachsichtig gegen einen Liebeshandel seiner Tochter gewesen wäre, so würde er doch bestimmt die Ehe derselben mit Werner mit nichten gutgeheißen, sondern streng geahndet haben. Er hatte hochfliegende Pläne mit Yolantha und ein Verrath ihrer Ehe würde Werner der Rache des mächtigen Herzogs ausgesetzt haben. Und dennoch war diese Ehe verrathen worden, es wußten mehrere Personen darum, aber Niemand wagte, dem Herzoge Kenntniß zu geben, weil Jeder den furchtbaren Zorn des Grafen von Charolais fürchtete, denn Karl der Kühne selbst hatte seine Schwester zum Altar geführt.

Als der Hof Lille verließ und der Herzog nach Gent zog, erhielt Yolantha leicht Erlaubniß, sich auf ihr Waldschloß Ardenne im Gebirge zurückzuziehen, sie hatte dort fast alljährlich einige Wochen im Sommer verlebt; Werner aber verabschiedete sich, um nach Paris und an das Hoflager des allerchristlichsten Königs zu ziehen. Er reiste auch über Arras und Amiens bis nach Compiegne im Herzogthum Valois, dann aber wendete er sich ostwärts und ging über Coucy nach Rhetel, wo er seine Packpferde und Streitrosse und Knechte unter der Auf-

sicht seines Stallmeisters Hans Eicken zurück ließ, während er selbst mit Dücker Enzelt auf leichten Kleppern an der Maas hin ritt und so die Bergschmiede erreichte, wo er sein junges Weib seiner harrend fand. Yolantha war einige Tage vorher schon in Schloß Ardenne eingetroffen. Ihres Burggesindes war sie sicher und nun hatte sie mit ihrer getreuen Begleiterin Clementia von Champfleury Abrede genommen, daß die eine weiße Fahne auf der Platform des westlichen Wartthurms aufpflanzen solle, wenn irgend ein Umstand, ein vornehmer Besuch etwa, oder ein Bote des Herzogs, Yolantha's Rückkehr nach Ardenne unumgänglich nothwendig mache. Auf wenig bekannten Waldpfaden konnte man das Schloß von der Schmiede aus in etwa zwei Stunden erreichen.

Hochsonnige Tage des Liebesglücks und lauterer Freude waren es, welche das junge Ehepaar da oben weit über der Erde und ihrem Treiben verlebte, sie hatten nur auf wenige Tage gerechnet, aber das Glück lächelte ihnen und Herzog Philipp hielt sich viel länger zu Brügge und Mecheln auf, als er gewollt; seine Ankunft in Lüttich mußte die glückselige Einsamkeit stören, denn war er ein Mal in

Lüttich, so kam er gewiß auch nach Ardenne, oder beschied sein geliebtes Kind zu sich. So waren denn drei volle Wochen verstrichen, die Liebenden hatte keine weiße Fahne gesehen und jeden Tag einzeln hatten sie als ein köstliches Geschenk voll Dankbarkeit angenommen.

Die Liebe hatte sie zu Kindern gemacht, sie hatten gespielt wie Kinder; sie hatten Nachts beim Schmiedefeuer gelegen und so erfüllt, was sie früher oft, dem Zuge geheimnißvoller Sympathie folgend, gewünscht. Yolantha hatte alle ihre Erinnerungen wach gerufen aus der frühesten Kinderzeit, aber was sie in ihrem Gedächtniß gefunden, das waren doch nur ärmliche Brocken geblieben, es ging kaum über die Namen Engelke und Boldewyn hinaus. Werner dagegen war fest überzeugt, daß Meister Boldewyn hier in der Bergschmiede tief im Ardennerwalde gehauset haben müsse; es waren einzelne Zeichen, jedem Andern unerfindlich und unenträthselbar, Werner fand sie und wußte sie zu deuten. Märkische Schmiedezeichen im Ardennerwald! So bedeutend das sein mochte, es beschäftigte Werner eigentlich doch nur wenig, er hatte nicht Zeit zum Sinnen und Grübeln, das rosig frische, lieblich blühende

junge Weib an seiner Seite nahm ihn so ganz und voll in Anspruch, daß er keine Zeit für die Vergangenheit übrig hatte. Er genoß des Liebesglücks mit ganzer Seele, er trank in tiefen Zügen aus diesem Born ewiger Jugend und die Tage verstrichen ihm wie Stunden.

Yolantha aber ließ den geliebten Mann nicht nur schwelgen in ihren Liebkosungen, sie breitete vor ihm aus auch all die Schätze ihres Herzens und legte ihm mit einer hinreißenden Kindlichkeit auch all die mannichfachen Gaben eines stolzen, hochgebildeten Geistes zu Füßen. Es verging kein Tag, an welchem Werner nicht eine neue Gabe, einen neuen Reiz entdeckte.

Besonders bezauberte sie ihn durch die fast durchsichtige Klarheit des Ausdrucks, mit welchem sie ihm ihre eigenen Gefühle und Empfindungen schilderte, zum Beispiel als sie ihn mit den Farben der prächtigen Isabeau auf dem Turnier geschaut. Aber nie fragte sie Werner über sein Verhältniß zu Isabeau; das rechnete ihr Der als Großmuth hoch an, Yolantha schwieg aus Klugheit, denn ein Mal hatte sie ja selbst ihn in dieses Verhältniß hineingetrieben, dann aber fühlte sie wohl, daß die Eifersucht erst hatte

kommen und ihren Stolz brechen müssen. Die stolze Tochter des Herzogs hatte, in bitterm Schmerze allerdings, aber doch mit muthigem Entschluß der Liebe des einfachen deutschen Ritters entsagt, weil sie glaubte, nicht sein Weib werden zu können, als sie ihn aber in Isabeau's Farben sah, als sie erkannte, daß er wirklich in ein Liebesnetz mit jener stolzen Schönheit verstrickt, da brach ihr stolzes Herz, sie nahm wieder, was ihr Eigenthum war. Es bedurfte ihrerseits nur geringer Anstrengungen, um Isabeau ihre Beute zu entreißen, Werner war bereits aus dem Sirenenrausch erwacht, der ihn umfangen, er fand sich wieder zu Yolantha's Füßen. Dann aber rief Yolantha auch sofort die Hülfe ihres Bruders an und der kühne Karl, ohne weiteres Bedenken, ließ die Liebenden in's Geheim von Priesterhand einsegnen.

So war Alles gekommen.

Und wie sie da kosend unter der Eiche lagen, da setzte sich Yolantha plötzlich aufrecht, legte ihre Hand auf Werners Haupt und sang mit schmelzender Stimme das süße italienische Liebeslied:

„Ach! in der Kunst des Liebens
Bin unerfahren ich —

Und säh' es doch nicht gerne,
Betröge Einer mich!
Drum habt mit mir Erbarmen,
Mit mir, mit einem armen
Und unerfahr'nen Kind!
Mit mir, mit einem armen
Und unerfahr'nen Kind!"

Der Ritter nahm die Hand der reizenden Sängerin, küßte sie feurig und sprach begeistert: „oh! wie lieblich tönt Dein Gesang, meine Liebe, einzig Herz!"

Werner hatte Yolantha noch nie singen hören, aber er wunderte sich gar nicht darüber, denn er war es schon gewohnt, täglich neue Vollkommenheiten an ihr zu entdecken.

„Seltsam," rief Yolantha, „ich singe sonst so gern und nun bin ich in allen diesen Tagen, wo ich so glücklich war, gar nicht darauf gekommen, Dir ein Lied zu singen!"

„Wie reich mußt Du sein, mein Weib," entgegnete Werner einfach, „daß Du solcher köstlichen Gabe ganz vergessen konntest!"

„Reich für Dich, für Dich allein!" flüsterte

Yolantha und lehnte sich, die Augen schmachtend zu ihm aufschlagend, an seine Brust.

Des Mannes starker Arm schlang sich um den blühenden Leib und die Lippen fanden sich in einem heißen Kuß.

Im Walde, ach! im Walde vergingen die Stunden bald.

Und als sie heimkehrten, Arm in Arm, zur Schmiede, da war es ein schwüler Abend geworden und schwarzes Gewölk überzog den Himmel, die Liebenden aber sahen nichts; und in der Schmiede entfaltete Yolantha neue Reize, die Werner zu bewundern hatte, dort waltete sie lieblich als junge Hausfrau; in der Kammer, die nur nach rückwärts ein kleines schmales Fensterlein hatte, vor welchem die Bäume dicht standen, da stellte das liebliche Weib die saubern Teller von Lindenholz auf den schmalen Tisch und rüstete geschäftig das Nachtmahl für den Gatten und Werner sah ihr zu, denn sie that Alles, auch das Geringste, mit einer solchen Anmuth, daß es werth war, ihr zuzuschauen.

Und dann saßen sie dicht neben einander bei ihrem Nachtmahl, sie legten sich gegenseitig vor und die einfache Waldkost dünkte ihnen von besserm Ge=

schmack, als manches Prunkmahl im Palast Ritour; aber freilich waren auch die einfachen Speisen, die saftigen Schnitte von einer feisten Hirschkeule, oder von dem duftigen Fleisch des Ardenner=Hammels, der schon damals mit Recht berühmt war, vorzüglich bereitet. Weißes Brod aber und den köstlichen Wein von Burgund ließ Yolantha einen Tag um den andern durch Dücker Enzelt aus einer Waldschlucht auf halbem Wege nach Schloß Ardenne holen; dorthin sendete die getreue Clementia in's Geheim diese und andere Vorräthe.

Als das junge Paar also schmausend in der Kammer saß, da geschah plötzlich von Außen ein harter Schlag gegen die Kammerthür und Dücker Enzelt's rauhe Stimme sagte: „Achtung, es kommen Reiter!“

Werner sprang sofort auf und schob einen schweren Riegel vor die Thür, damit nicht etwa ein Neugieriger zufällig öffne, eindringe in das Heiligthum der Liebe und das Geheimniß in Gefahr bringe.

Er setzte sich übrigens wieder zu der Geliebten und Beide schmausten unbekümmert weiter, es war keine eigentliche Gefahr, nur aus Vorsicht schoben sie den Riegel vor.

Bald vernahmen sie Hufschläge auf dem Gestein des Weges und die Stimmen anreitender Männer.

„Das ist ja ein starker Reitertrupp!“ flüsterte Werner.

„Oho! Meister Schmied!“ rief eine mächtige Stimme, „meinem Roß klappert das Eisen am rechten Vorderhuf und mir die Seele im Leibe vor Durst, könnt Ihr nicht helfen?“

„Wohl, Herr, wohl!“ antwortete der Schmied dienstfertig, „dem Roß mit meinem Hammer und Euch mit einem Trunk Wasser oder Ziegenmilch, nach Auswahl!“

„Wie gern gäbe ich ihm diese Flasche Wein!“ flüsterte Werner dem geliebten Weibe zu.

„Es ist unser Freund, der Bastard von Vagogne!“ entgegnete Yolantha.

„Nun, gebt her das Wasser, wenn's denn sein muß!“ rief der Reiter draußen und Beide in der Kammer vernahmen deutlich das Klirren der Rüstung, als er sich aus dem Sattel schwang.

„Es ist noch kein Steinchen darin!“ sagte der Schmied den Huf des Rosses untersuchend.

Der Bastard hatte getrunken, seine Reisigen begehrten auch des Wassers und Dücker Enzelt schenkte

ihnen Allen, doch verbarg er sein Gesicht dabei vorsichtig, denn er war nicht nur dem Bastard selbst, sondern auch mehreren von den Knechten bekannt, das aber konnte er auch recht gut, denn das Faß, aus dem er schöpfte, stand an der Thür der Schmiede, in welcher es schon dunkel war.

„Bekommen wir ein Wetter, Meister?“ fragte der Bastard, während der Schmied das Eisen wieder fest heftete.

„Das läßt sich nicht sagen, Herr,“ antwortete der ruhig, „es zieht sich in den Ardennen oft dicht zusammen und dann jagt ein Wind, von dem Keiner weiß, von wannen er kommt, Alles wieder auseinander!“

„Wie weit ist's noch bis zum Schloß Bahutte?“ erkundigte sich der Bastard, der sich gern und freundlich mit den Leuten unterhielt.

„Nun, es sind drei Stunden gut, Herr,“ lautete die Antwort, „aber wenn Ihr nicht heut noch nach Bahutte müßt und Euch die Croy'schen dort nicht erwarten, so bleibt in dem Dorf unten an der Straße, die Herberge ist gut und mag etwa halbwegs nach Bahutte sein!“

„Geht nicht, Alter,“ erwiederte der Bastard,

„habe keine Zeit zu verlieren, der Herr Herzog von Burgund trifft heute Abend, oder morgen gegen Mittag in Lüttich ein, und ich muß ihn nach Schloß Ardenne begleiten!"

„Ah so! die edle und schöne Dame Yolantha ist meine Herrin," entgegnete der Schmied, „meine Schmiede geht bei Schloß Ardenne zu Lehen!"

„Da habt Ihr die edelste und schönste Lehnsherrin von der Welt, Meister Schmied!" rief der riesige Kriegsmann.

„Das wollt ich meinen, Herr!" schmunzelte der Schmied. „Dank Euch, Herr! Dank Euch!" fügte er hinzu, denn er empfing die Bezahlung für seine Arbeit.

Der Bastard schwang sich in den Sattel und ritt mit freundlichem Gruß davon, das Klappern der Hufschläge auf dem Felsengrund des Weges verklang allgemach.

„Er hatte keine Ahnung, daß ihm Freunde so nah, und ohne es zu wissen leistete er uns einen Dienst!" sagte Werner.

„Es ist die letzte Nacht, daß wir beisammen sind, mein Werner," sprach Yolantha und man hörte ihrer Stimme doch eine leichte Beklemmung

an, „morgen kommt der Herzog, mein Vater, er hat keinen Boten vorausgesendet, er gedenkt mich zu überraschen, wie er's liebt, aber es ist mir dieses Mal doch recht lieb, daß er mich nicht überrascht hat, Dank dem Bastard von Vagogne!“

„Die letzte Nacht!“ flüsterte Werner.

„Ungenügsamer!“ nahm Yolantha das Wort, „Du hast auf sechs, höchstens auf zehn Tage rechnen dürfen, nun sind es einundzwanzig Tage geworden, geh! Werner, wir dürfen nicht unzufrieden sein.“

„Ich bin nicht unzufrieden, nicht undankbar,“ versetzte der Deutsche gefaßt, „aber, Du liebes Weib, die Nähe der Trennung legt sich doch schwerer auf's Herz und auch Deine Stimme bebte!“

„Ich bin ein schwaches Weib, Du mußt als starker Mann mir ein gutes Beispiel geben, sei tapfer, mein geliebter Gemahl, damit ich stark sein kann! Ei! was redest Du, die Nacht gehört noch uns, wir trennen uns nicht heute, wir trennen uns erst morgen!“

„Wir trennen uns niemals!“ sprach Werner.

„Niemals!“ wiederholte Yolantha.“

Ein gewaltiger Donnerschlag erschütterte in diesem Augenblick die Schmiede, ein blaues Licht er-

hellte für einen Augenblick die Kammer und mächtig hallend rollte der Donner wieder in den Bergen.

„Der Herr spricht zu uns im Donner!“ sagte das muthige Weib.

„Gott sprach sein Amen! es sei so! zu unserm „Niemals!“ flüsterte Werner und umschlang sein Gemahl.

Gewaltige Donnerschläge und Blitze folgten sich nun rasch; in dem tausendfachen Wiederhall der Berge klangen die rollenden Donner, die Hütte bebte. Werner und Yolantha öffneten ihre Kammer, sie traten hinaus in die Schmiede und gesellten sich zu Dücker Enzelt und dem Meister, die auf der Schwelle den Gang des Wetters beobachteten; zuweilen stand das ganze Firmament in Flammen, die Luft war glühend heiß und die Creatur lechzte nach Erquickung.

In dem bald fahlgelben, bald in's Bläuliche spielenden Licht der Blitze waren die zackigen Felsenspitzen, seltsame Gestalten bildend, für Momente in den schärfsten Umrissen sichtbar, um dann ohne jeden Uebergang wieder in's tiefste Dunkel zu versinken. Yolantha und Werner folgten dem seltsam großartigen Schauspiel mit der eigenthümlichen ban=

gen Aufregung, der sich nur die stupide Gleichgültigkeit beim Gewitter zu erwehren vermag; da fiel plötzlich ein so ungeheurer Blitzstrahl nieder, daß es aussah, als gieße ein gelbrother Feuerstrahl nieder, geblendet schlossen sich die Augen, dann aber knatterte mit so scharfem Knall der Donner unmittelbar nach und brüllte so gewaltig nachhallend durch das Gebirge, daß die Felsen zu beben schienen.

Die Vier flüsterten leise ein Stoßgebet.

Auf einem Felsenvorsprung jenseits der Schlucht, gerade der Schmiede gegenüber, loderte eine Riesenkerze auf, der Blitz hatte in einen Trupp hochgewaltiger Fichten geschlagen und eine davon entzündet.

Da wehete es plötzlich kühl und feucht herüber, seitwärts flackerte die Lohe der Fichte, dann aber rauschte ein Regenstrom nieder, so dicht, so gewaltig, daß der brennende Baum im Augenblick auslosch und Alles ringsum in die tiefste Finsterniß versank.

Die Luft in der Schmiede wurde immer dicker und erstickender, die Vier athmeten schwer und standen dicht an der Schwelle, um Erquickung zu empfangen von dem Regen, der unaufhörlich niedergoß und bereits wie ein Bergstrom in dem engen

Felsenwege an der Schmiede vorüberrauschte. So verging eine halbe Stunde fast, da begann der wolkenbruchartige Regen etwas nachzulassen.

Der Schmied erhub sich leise und ging in die Kammer, er kam mit einem weiten Mantel zurück, und bat Yolantha, sich darein zu hüllen, denn es werde sogleich kühl, oder vielmehr kalt werden. Ungläubig lächelte die Dame, aber sie nahm den Mantel um. Und sie hatte wohl daran gethan, denn einige Minuten später vernahmen sie in der Ferne ein hohles Brausen, welches immer mächtiger anschwellend sich ihnen näherte, plötzlich heulte es pfeifend, schnaubend, gurgelnd, zischend, kreischend und brüllend aus allen Felsschluchten herauf und es fuhr wie mit einem schwarzen Riesenfittich über's Gebirge, daß die gewaltigen Bäume des Waldes stöhnten im Druck, sich knarrend bogen, oder krachend zusammenbrachen.

Der Sturm war da, er riß breite Streifen in das dunkle Gewölk, er peitschte den Regen und warf sich, in tausend Stimmen zugleich laut, wie rasend über die Berge her.

Schauernd hüllte sich Yolantha in ihren Mantel, aber mit Entzücken, mit einer namenlosen

Empfindung lauschte ihr Ohr dem dumpfen Brausen des Sturmes, dem hohlen Pfeifen, dem Donnergebrüll, all den wilden Stimmen der Windsbraut.

Und so bald der Sturm den Riesenodem anhielt einen Augenblick nur, dann rauschte auch die Regenfluth wieder nieder, die Pause benutzend, bis der Sturm wieder einsetzte und die Fluth von dannen peitschte.

„Wir müssen die Thür schließen!“ bemerkte der Schmied, denn der Sturm warf das Wasser stoßweise in die Schmiede.

Es geschah; Werner führte sein junges Weib in die Kammer zurück und reichte ihr den hölzernen Becher voll Wein, denn Yolantha bebte vor Frost, so rasch und plötzlich war der Temperatur-Wechsel gewesen. Auch Werner fühlte die Kälte, auch er trank und reichte eine Flasche des edeln Weines den Männern draußen, die sich am Ambos gelagert hatten; das Schmiedefeuer aber hatten sie vorsichtig gelöscht, denn der Sturm heulte auch durch den Schlot nieder und wirbelte die Asche auf.

Werner und Yolantha saßen eng umschlungen auf ihrem Lager, sie sprachen nur wenige Worte, aber sie sagten sich unendlich viel; es war ihnen so

heimisch, so heimlich in der engen Kammer, während die Windsbraut draußen ihre furchtbare Melodie weiter sang und die Stämme der höchsten Kronenträger im Walde krachend zusammenbrachen und die Regenströme plätschernd niederrauschten über die Marmor- und Schieferklippen des Ardenner-Waldes. Noch nie hatte sich Yolantha so innig angeschmiegt an den geliebten Mann, es war ihr noch nie so heimathlich zu Muth gewesen in seinem Arm; von des Schauers mächtiger Lust ergriffen lag sie an seiner Brust. Die Schrecken der empörten Natur wurden dem schwachen Weibe zur schauernden Lust an der Seite des Mannes, in dessen Arm sie sich sicher fühlte, weil sie ihn liebte.

Und auch als der Sturm nachließ, als der Regen nicht mehr goß, sondern nur noch rieselte, als ein bleicher Mondenschimmer sich durch das enge Fenster in die Kammer stahl und Werner unter ihren Küssen entschlummert war, da wachte Yolantha noch lange und saß bei dem geliebten Manne, seinen Schlaf wie ein Schutzgeist hütend. Allgemach aber übermannte auch sie der Schlaf, die Natur behauptete ihr Recht, ihr Haupt sank nieder und an Werners Knie gelehnt entschlummerte sie sanft.

Liebliche Träume umschwebten sie und hielten ihre Sinne gefangen bis an den Morgen, wo die Helle frühroth durch das Fenster schimmerte. Blinzelnd öffnete Yolantha die Augen, sie legte sinnend die Hand an die Stirn, dann galt ihr erster Blick dem Geliebten; die tiefen, regelmäßigen Athemzüge verriethen ihr, daß er noch fest schlafe. Da erhub sie sich geräuschlos und stahl sich vorsichtig hinaus. Sie winkte den beiden Männern, die vor der Thür standen, vorsichtig Schweigen zu und trat hinaus in den köstlichen thaufrischen Morgen, das ganze Waldgebirge funkelte in Grün und Gold und der Wind wehete so lieblich und leicht um die hohen Klippen.

Das junge Weib eilte zu der lebendigen Quelle, die hinter der Schmiede aus dem Felsen sprang; ein wehmüthiger Zug zeigte sich um den Knospenmund, denn an einunzwanzig glückseligen Tagen hatte sie hier ihr Antlitz unter Scherz und Lachen mit dem Geliebten gebadet; heut kam sie zum ersten Mal allein. Aber Yolantha hatte ein tapferes Herz, frisch und thauig wie der Morgen selbst, kehrte sie zu der Schmiede zurück, in die Kammer. Werner schlief noch immer, selig lächelnd stand sein Weib

vor ihm, ihr Blick ruhete auf den festen, wie aus Marmor gemeißelten Zügen des Gesichtes, auf der breitbrüstigen Heldengestalt, auf den Lippen, die sie so oft geküßt, auf den kraftvollen Armen, die sie so zärtlich umschlungen.

Leise trat das liebende Weib zurück — mit den geräuschlosen, immer an ein Kätzchen erinnernden Bewegungen, die ihr eigen, glitt sie durch die Kammer, sie rüstete hausfraulich — ach! zum letzten Male, den Tisch zum Frühmahl; leise füllte sie den Becher und den Teller des Geliebten, dann eilte sie wieder hinaus; mit ein paar bethauten Blättern und einer Kohle kehrte sie zurück; mit den Blättern schmückte sie den Teller und den Becher des geliebten Mannes, mit der Kohle aber schrieb sie auf das weiße Lindenholz ihres Tellers: „adieu mon coeur!"

Dann stand sie wieder eine lange Weile mit feuchten Augen betrachtend vor dem Schlafenden, die Bewegung drohte sie zu bemeistern, aber sie faßte sich rasch und zog aus dem Busen, an einem feinen Goldkettlein eine heilige Reliquie, einen Splitter vom wahren Kreuze Christi; sie küßte dies Heiligthum und leise schlang sie das Kettlein um die lose niederhängende Hand des Geliebten,

dann küßte sie knieend diese Hand, erhub sich und beugte sich über den Schläfer, sie küßte die Lippe, sie küßte die Brust, still, leise, sanft, mit zurückgehaltenem Odem. Sie faltete die Hände und betete, dann nahm sie ihren Mantel und schlich hinaus; aber sie kehrte noch drei Mal um, dann erst ging sie.

Vor der Thür standen Dücker Enzelt und ihr Schmied, der sie nach Schloß Ardenne begleiten sollte. Sie vermochte nicht zu sprechen, aber sie hielt dem alten Knecht ihres Gemahls beide Hände hin, und der graue Dienstmann sank auf beide Kniee vor ihr, küßte ihre Hände und lag noch lange so, als Yolantha mit ihrem Begleiter schon unter den Bäumen verschwunden war.

„Der Teufel soll mich neunmal holen in einer Nacht!“ murrte der Alte endlich aufstehend, „wenn mir nicht zu Muthe ist, als hätte sie mir mein armes Herz mitgenommen; wie wird Er das tragen?“

Unterdessen war Yolantha mit beflügelten Schritten den schmalen Bergpfad im dichten Wald so hastig hinuntergestiegen, daß ihr der Schmied kaum zu folgen vermochte, als sie aber zu den drei Steinen kam, wo der Weg sich wendete, da vermochte sie ihre Fassung nicht länger zu behaupten. Vor drei

Tagen hatte sie hier mit Werner lachend und kosend gesessen, jetzt setzte sie sich hier nieder, verhüllte ihr Haupt mit dem Mantel und weinte bitterlich.

Aber die Thränen schafften ihrem gepreßten Herzen Erleichterung, nach einer Weile ließ sie den Mantel von dem bethränten Antlitz fallen, erhub sich und schritt tapfer weiter.

Nach einer Wanderung von zwei Stunden erreichte sie die Waldspitze, über welcher Schloß Ardenne lag, hier begegnete ihr die treue Clementia von Champfleury in Todesangst, aber kerzengrade, ein Reitender hatte die Ankunft des Herzogs Philipp gemeldet, der Herzog wolle um Mittag in Ardenne sein und einige seiner Hausoffiziere waren bereits eingetroffen. Freilich hatte Clementia die Fahne ausgesteckt, aber in Todesangst, daß dieselbe zu spät bemerkt werden könne und um das Geheimniß der geliebten Herrin zu wahren, hatte sich die Getreue selbst auf den Weg gemacht, um Yolantha zu holen. Entzückt, aber kerzengrade, begrüßte sie ihre Dame.

„Meine Kammer darf Niemand betreten," befahl Yolantha ihrem Schmied, „lebewohl, bald sehen wir uns wieder!" Der Alte ging — eine Stunde später aber war Yolantha, ein Perlendiadem im

Haar, in Gold und Seide gekleidet bereit, die Beamten ihres Vaters zu empfangen und gab mit Festigkeit und Umsicht die nöthigen Befehle zum Empfang des königlichen Herzogs.

Um die Zeit etwa, da Yolantha mit ihrer kerzengraden Getreuen an der Waldspitze zusammentraf, erwachte Werner aus dem Schlafe, die Sonne schien ihm hell in's Gesicht, er fuhr empor und entdeckte die Reliquie an seiner Hand, da wurde ihm auf der Stelle klar, daß die Geliebte heimlich davon gegangen, um den schweren Abschied zu vermeiden. Ein wehmüthiges Lächeln umfing seine ernsten Züge, ihre Reliquie an der Hand, verrichtete er sein Morgengebet. Dann sah er die Zurichtung zu seinem Frühmahl, er las ihr: adieu mon coeur! und küßte den Teller. Langsam ging er hinaus, auch er badete sein Antlitz in der Quelle, in der er so oft ihr lieblich Antlitz gesehen; als er zurück kam, ging er wie träumend an dem alten Kriegsgesellen vorüber, als der ihm aber seinen Morgengruß sagte, da blieb er stehen, schien sich zu besinnen und sprach gepreßt: „Wir müssen von hinnen, Dücker Enzelt, hole die Rosse!"

„Das ist ein schöner Tag für meinen Gestrengen,"

sprach der Alte, als er zu dem Schuppen ging, „und für mich auch, tausend Teufel sollen mich in zehntausend Stücken zerreißen, wenn's nicht wahr ist!"

Werner aber kam in die Kammer zurück; mit einem großen, ernsten Blick umfaßte er den Raum, so arm, so schlicht und für ihn doch so reich an seligen Erinnerungen! Er setzte sich auf das Bett und saß lange da mit gesenktem Haupt, allein mit seinem Wehe.

Dann stand er auf, gefaßt und muthig wie ein rechter stolzer, selbstbewußter Mann, er ergriff den Becher, den Yolantha für ihn eingeschenkt, er leerte ihn mit einem Zug und sprach: „Niemals, Yolantha, meine Süße, niemals!"

Darnach aß er von den Speisen, die ihm ihre Hand vorgelegt; von Wein und Speise gestärkt, erhub er sich, seine Augen leuchteten.

Noch lag die Kohle da auf dem Tisch, mit welcher Yolantha geschrieben: „adieu mon coeur!" Werner nahm sie und schrieb auf einen Teller: „adieu ma biche!"

Dann holte er den Mantelsack aus der Ecke und packte seine Kleidungsstücke zusammen, aber einen Brustlatz des geliebten Weibes, den Teller mit der

Inschrift und den Holzbecher, aus welchem sie getrunken, das Alles packte er vorsichtig mit ein.

Dücker Enzelt kam mit den Rossen, Werner rief ihn, um sich zum ersten Male wieder seit drei Wochen den leichten Brustharnisch festschnallen zu lassen; er umgürtete sich mit dem Schwert und es kam eine große Freudigkeit in sein Herz, als seine Rechte wieder fest um den Kreuzgriff lag. Sein Schwert war der alte, treue Freund, dessen Gegenwart ihn über die Abwesenheit der Geliebten fast tröstete Er legte den weißgrauen Panzermantel um, der die Sonnenstrahlen abhielt, allzu scharf auf den Harnisch zu prallen; Dücker schnallte ihm die Sporen an, er nahm den Hut und ging hinaus, ohne ein Wort, ohne sich umzusehen.

An der Schwelle stand der Schmied, der eben zurückgekehrt war, Werner sah ihn fragend an.

„Alles recht, Herr, Alles recht!“ sagte der Greis.

Werner gab ihm die Hand, nickte ihm zu und schwang sich in den Sattel, das Roß wieherte schallend in den sonnigen Morgen hinein.

Langsam ritt der deutsche Ritter den Bergpfad hinunter, er sah sich nicht um, er hielt sein Haupt tief auf die Brust gesenkt.

Dücker Enzelt leerte noch einen Becher mit dem Schmied, nahm mit einem grimmigen Fluche Abschied und eilte dann, sein Roß stärker treibend als der steile Pfad eigentlich erlaubte, seinem Ritter nach.

So zogen sie dahin nach Süden an der Maas aufwärts.

Ardenner Wald! Ardenner Wald!

Drittes Buch.

Reifen und Aerndten.

„Crescit occulto, velut arbor, aevo fama Marcelli;
micat inter omnes Julium sidus, velut inter ignes
Luna minores."

[Q. Horat. Flaccus.]

Erstes Capitel.

Ohne Königskrone.

Im dritten Jahre der Herrschaft Karls von Valois, welcher genannt wird der Kühne, des mächtigen Fürsten, der da gebot über die Herzogthümer, Grafschaften, Herrschaften und reichen Provinzen, so von der Nordsee bis zu den Schweizer-Alpen hinauf einen breiten Ländergürtel bilden zwischen dem heiligen römischen Reich deutscher Nation und dem Königthum in Frankreich, begab es sich, daß derselbe eine persönliche Zusammenkunft heischen ließ vom Kaiser Friedrich. Der Kaiser wußte wohl, daß der große Herzog von Burgund die Königskrone begehrte von ihm, denn schon mit Karls Vater, weiland Herzog Philipp dem Guten, war vielfach gehandelt worden um solche höchste Auszeichnung. Friedrich war auch nicht abgeneigt, dem Königlichen

Herzog die Krone zu verleihen, denn Karls einzige junge Tochter und Erbin sollte mit dem Erzherzoge Maximilian, Friedrichs Sohne, vermählt werden, Friedrich aber, vorsichtig in alle Wegen und auf des Reiches Nutzen ängstlich bedacht, auch von des Reiches Ständen, absonderlich von dem Churfürsten Friedrich II. von Brandenburg wohl berathen, wollte in eine Aufrichtung des Königreichs Burgundien nur dann willigen, wenn in demselben das Reich eine feste Vormauer gegen Frankreich gewinnen könnte. Frankreich und absonderlich dessen König Ludwig XI. aber waren des Kaisers und des Reiches Feind; Karl der Kühne nun, obwohl mit mächtigen Herrschaften und Provinzen des Reichs Vasall, trug doch noch viele Herzogthümer und Herrschaften von der Krone in Frankreich zu Lehen und war überdem ein Prinz von dem Stamme der Valesischen Könige Frankreichs, darum handelte Friedrich vorsichtig mit ihm und beschloß der persönlichen Zusammenkunft auszuweichen, an seiner Statt aber den Reichserzkanzler in Germanien, den Erzbischof-Churfürsten von Mainz nach Luxemburg zu senden, wo die Zusammenkunft stattfinden sollte.

Ein wunderschöner warmer Oktobertag war es,

an welchem der Churfürst Erzbischof, als des Kaisers und des Reichs Vertreter, seinen Einzug in Luxemburg hielt. Herzog Karl, welcher zuerst gekommen war und gewissermaaßen den Wirth machte, war ihm eine halbe Stunde weit mit sechshundert Rittern entgegengeritten und gab den Fürsten und Herren nun das Ehrengeleit in die Stadt bis zur Abtei von St. Wenzel, wo dem Churfürsten sein Quartier bereitet worden war. All die andern geistlichen und weltlichen Fürsten füllten mit ihren zahlreichen Rittern, Priestern und anderm Gefolge alle Häuser der Stadt.

Mit dem Erzbischof-Churfürsten Adolf von Mainz waren gekommen: Ludwig und Stephan, Herzoge in Bayern, Graf Eberhard von Württemberg, Graf Philipp von Katzenellenbogen, Graf Heinrich von Virneburg und Prinz Calixt Othmann, des türkischen Sultans Mahomet Bruder, den Papst Calixt II. getauft und ihm seinen Namen gegeben hatte; ferner Bischof Georg von Metz und Bischof Wilhelm von Orleans. Mit dem Herzoge von Burgund waren gekommen: Ludwig von Bourbon, Bischof von Lüttich, David Bischof von Utrecht, ein unächter Sohn von Burgund, Herzog Johann von

Cleve, der Baron Philipp von Croy, Ludwig von Chalons, Herr von Chateauguyon, Guido von Humbercourt und viele andere Herren.

Als Karl der Kühne den Churfürsten bis an das Thor der Abtei begleitet und mit ihm Abrede genommen, daß am andern Tage in des Herzogs Quartier die Geschäfte verhandelt werden sollten, ritt er auf die Jagd, von Wenigen nur begleitet, und entließ das andere Gefolge.

Zu den Begleitern des burgundischen Herzogs, welche durch den Jagdritt des Fürsten dienstfrei wurden, gehört auch ein Ritter von riesigem Wuchs, in welchem wir sofort den Bastard von Vagogne wiedererkennen, obwohl derselbe in den sechs oder sieben Jahren, welche verflossen sind, seit wir ihn auf dem Dornenfest zu Lille sahen, sich mächtig verändert hat, denn er ist gewaltig starken Leibes geworden und vermag sicher die Rüstung nicht mehr anzulegen, die der schlanke Jüngling damals trug. Er ist auch ein reicher und vornehmer Herr geworden, man nennt ihn nicht mehr den Bastard von Vagogne, sondern den mächtigen Baron Achard von Archalt, auch steht er hoch unter den Dienern des neuen Herzogs, der auf dem prächtigen Schlosse Archalt

bei Lille seine Trauerzeit abgehalten und den Baron eben zum Constable des Palastes Ritour und herzoglichen Vicarius in der Stadt Lille ernannt hat. Obgleich aber der Bastard von Vagogne sich also geändert, so liegt doch auf seinem fast zu wohl genährtem und lebhaft geröthetem Antlitz noch die ganze jugendliche Heiterkeit, die Sorglosigkeit und gute Laune, welche ihn schon ehedem auszeichneten.

Der Constable von Ritour, so wurde der wackere Herr jetzt gewöhnlich bezeichnet, obgleich er selbst sich immer noch den Bastard von Vagogne nannte, weil das seiner Zunge geläufiger war, stieg vor der Abtei vom Pferde und machte es sich, ziemlich unbekümmert, sehr bequem. Er schlug den grauen Atlasmantel über den Arm, zog das lange Schwert aus dem Gehänge und bediente sich desselben als einer Stütze beim Gehen. Langsam wandelnd und in heiterm Gespräch mit einigen andern Herren kam er zur Thür seiner nicht fernen Herberge, verabschiedete sich dort mit einem Scherzwort von seinen Begleitern und trat in ein Gemach zu ebener Erde, der wackere Herr liebte die Treppen gar nicht mehr, und warf sich in einen Sessel, welcher trotz seiner soliden Bauart unter dieser Last krachte.

Ein junger Knecht in blauem, mit Silber besetztem Rock, den blauen Löwen im silbernen Feld auf der linken Schulter, trat vor ihn und brachte ihm einen schweren silbernen Humpen mit beiden Händen dar, den der Constable aber doch mit einem mächtigen Zuge gewiß zu drei Viertheilen leerte, obwohl derselbe mit edlem, starkem Rheinwein gefüllt war.

„Durstig Wetter heute, Louques!" bemerkte er tiefsinnig, trank auch den Rest und gab den Humpen zurück.

Da der Diener vor ihm stehen blieb mit dem leeren Gefäße, fragte er kurz: „Was gibt es?"

„Vor einiger Zeit war ein Johanniter-Ritter hier," meldete der Diener nun, „welcher mit Eurer Gnaden reden wollte, er hat seinen Namen nicht gesagt, er wollte in einer Stunde etwa wieder kommen, der Sprache nach war's ein Vlaeming oder ein Deutscher!"

Der Diener entfernte sich und brachte alsbald den frisch gefüllten Humpen zurück, er stellte denselben auf den Tisch neben seinen Herrn und zog sich zurück. Der Constable liebte das Alleinsein

mit einem vollen Humpen in den warmen Stunden des Nachmittags und auch zu anderer Tageszeit.

Heute aber sollte er nicht lange allein sein, denn er hatte dem Humpen kaum einmal zusprochen, als die Thür sich wieder öffnete und ein Ritter im Halbharnisch und dem schwarzen Mantel mit dem achtspitzigen weißen Kreuz der Ritterbrüder vom Spital des heiligen Johannes zu Jerusalem eintrat.

Höflich, aber etwas schwerfällig, erhub sich der Constable von Ritour, er schaute in ein langes bleichgelbes Antlitz, mit festen, fast steinernen Zügen, welches im Kinn fast spitz auslief. Das Kinn ruhete auf einer schmalen Krause, welche den Halsring des Brustpanzers umgab. Unter dem Panzer trug der Johanniter den rothen Kriegsrock, die Chlamys seines Ordens, und langsam zog er den flachen Hut mit breiter runder Krempe ab, so daß jetzt die ungewöhnlich breite Stirn, über welche verschiedene Narben liefen, völlig sichtbar wurde; das Haar war an den Schläfen leicht ergraut und kurz geschoren.

Mit einem eigenthümlich funkelnden Blick der großen graublauen Augen sah der Johanniter dem Constable, der erstaunt und schweigend vor ihm stand, in's wohlgenährte Antlitz und sprach dann

mit heiserer Stimme, wobei ein wehmüthiges Lächeln um die bleichen schmalen Lippen zuckte: „Alexander Achard, kennet Ihr mich nicht?“

„Verzeiht, Herr, verzeiht —“ stammelte der Constable in höchster Verlegenheit.

„Ihr bedürft keiner Verzeihung,“ antwortete der Johanniter ruhig, „es ist wohl kaum sieben Jahre her, seit ich der Freund und Waffenbruder des Bastards von Vagogne war, aber zwei von diesen Jahren habe ich in der Gefangenschaft, in der Sclaverei bei den Türken zugebracht, da verändert sich das Antlitz mächtig, ich bin Werner Todt von Friesach!“

„Ritter von Friesach!“ schrie der Constabler auf, „ja Ihr seid es, bei Gott! jetzt erkenne ich Euch, Gott sei gelobt, daß Ihr wieder hier seid! wahrlich, da Ihr seit länger als drei Jahren nichts von Euch hören ließet, habe ich Euch als todt betrachtet und betrauert, wahrlich! Freund und Waffenbruder, meine Marguerite und ich haben oft von Euch gesprochen und sie hat bitterlich um Euch geweint!“

Die Männer schüttelten sich die Hände, der Constable trank dem Johanniter zu und dann saßen sie nebeneinander.

„Lebt mein Sohn?“ fragte Werner ernst.

„Er lebt, ja, er ist kräftig und gesund, wenn auch nicht so stark wie mein Aeltester,“ lautete die eifrige Antwort, „aber er zwingt den Zweiten und ist klüger wie meine ganze Heerde zusammen, ich habe jetzt Sechs, vier bärenhafte Burschen und zwei kleine Mägdlein, die ganz wie meine Marguerite aussehen!“

Der Constable war ein stolzer Vater, seine Augen leuchteten, als er von seinen Kindern sprach.

„Gott segne Dir sie alle und absonderlich Frau Margareth, die sich so mütterlich meines armen Knaben erbarmt!“

„Davon schweigt nur, Bruder,“ erwiederte der Constable, dann setzte er mehr aufrichtig als schmeichelhaft hinzu: „aber wie Ihr Euch habt so verändern können! Ihr seid doch ein so sehr hübscher Mann gewesen, Euer langes Blondhaar ist kurz und grau, Eure schönen Augen sind auch fast grau, wohin ist der stattliche Bart?“

„Auch Ihr habt Euch verändert,“ entgegnete Werner lächelnd, „der schlanke Riesenjüngling ist —“ „ist der dicke Constable geworden,“ unterbrach Achard laut lachend, „sie nennen mich in Lille jetzt den dicken Constable, ja ja, aber was thut's? meine

Marguerite kann mir keinen Vorwurf machen, denn die, Ihr solltet sie sehen! die ist noch viel dicker geworden, als ich; es ist eine wahre Freude, sage ich Euch, die Baronin von Archalt zu sehen, der kaum noch eine Thüre breit genug ist, sie muß immer mit: Rechte Schulter vor! die Schwelle passiren. Die schlanke, blonde Marguerite, blond ist sie noch und weiß und fett auch, aber was die Hauptsache ist, ich liebe sie heut noch viel mehr als vor sieben Jahren, als sie mir beim Dornenfest zuflüsterte: die Perle für den Bastard! Ja, sie ist die Perle der Frauen!"

Werner lächelte wehmüthig über diesen Enthusiasmus des dicken Constablers für seine dicke Frau, dann sprach er leise: „Und der neue Herzog ist gütig gegen meinen Knaben?"

„Es ist ein Wunder, Bruder," versetzte der Constable, „mit welcher Zärtlichkeit der wilde Karl an dem Kinde hängt; wenn er nach Lille kommt ist seine erste Frage nach dem Kinde, er beschenkt es stets reichlich, meine Perle hat schon ein ganzes Vermögen für ihn zusammen gespart, er küßt den Knaben und herzt ihn, als wäre er sein eigen Kind und die Leute halten ihn auch für einen Bastard des kühnen Karl, zumal seit der Schenkung. Doch

das wißt Ihr ja noch nicht — also, bei der seligen Frau Yolantha, Eurer vielgeliebten Gemahlin Tode, fielen alle die Lehen, die sie gehabt, an den Herzog zurück — sie hatte indessen, wie Euch der Herr von Angrie, der Kanzler, damals meldete, auf andere Weise reichlich für ihr Kind gesorgt und hätte es kein Stück Silber sein genannt, Ihr glaubt mir, Bruder! ich hätte Euren Sohn bei mir behalten und hätte ihn erben lassen mit meinen eigenen Knaben!"

Werner drückte die Hand des ehrlichen Constables, dieser aber, eine Rührung, die ihn ergriffen hatte, mit einem Schluck Rheinwein siegreich bekämpfend, fuhr fort: „Nun, als Karl der Kühne Herzog wurde, hatte er bei seinem ersten Besuch in Lille nichts eiliger, als Eurem Sohne das große Lehen von Ardenne zu geben, Schloß und Herrschaft, und zu befehlen, daß er hinfort der Seigneur von Ardenne genannt werde. Der kleine Werner Karl Martel, Herr von Ardenne, sieht aber seiner schönen Mutter so ähnlich und das ist's, was den Herzog so liebevoll gegen ihn macht, er konnte Eurer seligen Gemahlin nie etwas abschlagen, gegen Euer Kind ist er eben so gütig!"

„Gott segne den großen Herzog für seine Milde!“ flüsterte Werner.

„Glaubt mir, Freund und Waffenbruder,“ sprach der Constable, „meine Marguerite und ich, wir ziehen einen tüchtigen Gesellen aus dem Kinde; bis zu seinem fünfzehnten Jahre soll ihn meine Marguerite behalten, so wünschte es Eure selige Gemahlin und Ihr habt Eure Zustimmung ertheilt; wenn Ihr ihn dann zu Euch nehmt, ist der junge Ritter fertig! Aber nun habe ich genug gesprochen, jetzt sagt mir, was Ihr erlebt habt in diesen Jahren!“

„Meine Geschichte ist bald erzählt,“ begann Werner ruhig, „der Bote, der mir vor etwa sechs Jahren Eure und des Kanzlers Briefe brachte, welche mir den Tod meiner geliebten Yolantha meldeten, traf mich zu Toulouse, ich habe Euch damals meine Vollmacht und meine Zustimmung zu Allem schriftlich ertheilt, was mein theures Weib in Bezug auf unser Kind verfügt, oder gewünscht. Von dort bin ich in Aufträgen meines Herrn in Mailand und zu Wien gewesen und habe demselben dann auf seinem fränkischen Schloß Plassenburg, wo er sich zur Zeit aufhielt, Rechenschaft abgelegt. Da habe ich ihn denn auch um Erlaubniß gebeten, in den

Johanniterorden zu treten und einen Kreuzzug, dem Gelübde gemäß, thun zu dürfen. Ihr könnt Euch denken, edler Waffenbruder, daß ich nach dem Tode Yolantha's aller Frauenliebe entsagen mußte, wer Yolantha geliebt, der kann kein andres Weib lieben, wen Yolantha's Liebe beglückt, dem darf kein andres Weib in Liebe nahen. Mein frommer Churfürst ertheilte mir Erlaubniß, in den Orden zu treten, unter der Bedingung, daß ich nach Ablegung der Gelübde und nach dem Kreuzzuge heimkehre und fortfahre, ihn in seinen Regierungsgeschäften zu unterstützen, wofür er mir die erste der erledigten Comthureien in der Balley Brandenburg zusagte. Darauf bin ich über Venedig nach Rhodos gegangen und habe meine Gelübde vor dem Großmeister Don Pedro Ramon Zacosta, einem edlen Castilianer abgelegt, welcher damals gerade aus eigenen Mitteln das Fort Sanct Nicolaus erbaute, zu welchem nur der selige Herzog Philipp der Gute ihm eine Beihilfe von 12,000 Goldthalern gespendet, weßhalb auch an dem Thurm, neben dem Wappen des Meisters auch das Wappen von Burgund angebracht wurde. Es war mir eine stille Freude, daß ich also auf Rhodos eine Erinnerung an den Vater

meiner Yolantha fand. Bald darauf sandte mich der Großmeister mit andern Rittern dem Fürsten Johann Gattilusio von Mytilene auf Lesbos zu Hülfe, der in seiner Stadt von den Türken angegriffen war. Wir vertheidigten die Veste mit solchem Nachdruck, daß die Türken die Hoffnung bald aufgaben, Mytilene durch Waffengewalt zu gewinnen; darum versuchten sie, ob der Verrath stärker sei als das Schwert. Sie versprachen dem Lucio Gattilusio, dem Oberbefehlshaber der Stadt, welcher ein Oheim des Fürsten war, die Herrschaft über die ganze Insel Lesbos, wenn er ihnen die Thore der Stadt öffne. Dieser schändliche Grieche nun ging auf den nichtswürdigen Vorschlag ein, er öffnete heimlich den Türken die Thore und die tapfere Besatzung von Mytilene kam also kriegsgefangen in die Gewalt der Ungläubigen. Mahomet, der Großtürke, der sich seines Wortes fast immer nur bedient, um es zu brechen, ließ dem Fürsten nicht nur, sondern auch dem schurkischen Oheim, dem Verräther Lucio Gattilusio den Kopf abhacken, die andern Vertheidiger ließ er spießen; nur den Rhodiser-Rittern bewahrte er ein andres Schicksal, sie sollten, als diejenigen, welche er am meisten haßte, ihr Leben unter aus-

gesuchten Qualen enden. Einige wurden lebendig geschunden, Andere in vier Theile zersägt und die zuckenden Glieder den Hunden vorgeworfen, noch Andere an gelindem Feuer geröstet; mir allein war der Tod nicht beschieden, ich wurde mit geschorenem Haupt- und Barthaar an die Galeere geschmiedet und mußte zwei lange Jahre in Ketten rudern. Wie ich später erfuhr, hat mich des Großtürken Waffenschmied mit eigener Lebensgefahr gerettet, er bat den Sultan um mein Leben und dazu gehörte großer Muth, denn der Sultan war schier wahnsinnig in seinem Haß gegen die Johanniter. Dieser sultanische Waffenschmied aber, der Mahomets großer Günstling war, hatte seinen Glauben abgeschworen; ein Abtrünniger, er stammte aus meinem Vaterlande, Mark Brandenburg und war ein Schmiedegeselle, er hatte an gewissen Zeichen erkannt, daß ich auch zu diesem Handwerk gehörte und darauf beschlossen, mir zu helfen. Der Elende hatte um des Großtürken Gunst dem heiligen Glauben entsagt, aber in dem Abtrünnigen war doch der deutsche Landsmann und der Schmied noch so mächtig, daß er mir nicht nur das Leben rettete, sondern mich auch endlich nach zwei langen schweren

Jahren aus der Sclaverei und von der Ruderbank auf der Galeere erlöste. So kam ich nach sechsundzwanzig Monden nach Rhodos zurück, wo man mich längst als einen Todten betrachtet hatte. Da meine Gesundheit schwer gelitten hatte, erbat ich mir Erlaubniß, in meine Heimath zurückzukehren, der Großmeister Zacosta aber, welcher mir in Folge der Briefe meines Churfürsten sehr wohlwollte, hielt mich zurück, bis er mich im vorigen Jahre mit nach Rom nahm, wohin Papst Paul II., unser heiliger Vater, ein Generalcapitel ausgeschrieben hatte, auf welchem sich der Großmeister glänzend von all den Beschuldigungen gereinigt, mit welchen man ihn heimgesucht. Aber der Kummer über die Bosheit seiner Feinde hatte die Kraft des Heldengreises aufgezehrt; als er sich eben wieder zur Rückkehr nach Rhodos rüstete, starb er plötzlich in meinen Armen. Der Papst hat ihn selbst in die Kapelle des heiligen Gregor in der Peterskirche begraben und sämmtliche Cardinäle folgten dem Trauerzuge; das war im Februar dieses Jahres, ich aber bin durch Welschland über die Alpen heimgezogen, nachdem ich zu Trident wieder mehrere Wochen krank gelegen. In Nürnberg habe ich erfahren, daß mein Herr Chur=

fürst auf seiner Plassenburg sei. Da ist's dem großen Fürsten ergangen wie Euch, mein lieber Waffenbruder, er hat mich nicht erkannt, bis ich ihm meinen Namen genannt. Seine Freude aber ist groß gewesen über meine Rückkehr. Den ganzen Sommer war ich bei ihm und half ihm bei seinen Geschäften, bis er wieder nach Berlin zurückreisete, mich aber mit Aufträgen an den Churfürsten von Mainz sendete, welche leider den Wünschen des edeln Herzogs von Burgund nicht besonders günstig sind!"

„Ich weiß, ich weiß, er will durchaus König werden," unterbrach der Constable eifrig, „Ludwig von Caillabot, der Herr von Angrie, der nicht mehr Kanzler ist, sondern sehr gemüthlich für sich lebt, hat ihm vergeblich abgerathen. Der Herr von Angrie hat nämlich die kleine Wittwe Duchesne geheirathet, die Ihr ja auch kennt und seine älteste Stieftochter ist an den Kaiserlichen Rath Herrn Marx Treizsauerwein verheirathet; von dem wußte nun der ehemalige Kanzler, daß der Kaiser keinenfalls auf die Bedingungen des Herzogs eingehen werde, aber Karl ist nicht der Mann, der auf Einreden hört!"

„Es ist ein großer Schmerz für mich, daß ich im

Auftrage meines Churfürsten und ich muß auch hinzu setzen, zum Besten meines Vaterlandes, nach eigener Ueberzeugung gegen den edlen Herzog wirken muß!"

„Ihr seid nunmal deutsch und er ist ein Burgunder!" tröstete der Constable gutmüthig.

„Er ist Yolantha's Bruder," versetzte Werner, „er hat mir den Ritterschlag ertheilt, er hat sich gegen mich stets als ein wahrhaft großmüthiger Fürst erzeigt!"

Es trat eine Pause im Gespräch ein; der gutmüthige Constable von Lille freute sich gewiß herzlich, daß sein Waffenbruder, mit dem er durch allerlei zarte und schöne Erinnerungen so innig verbunden war, als Gast in sein Quartier getreten, aber die ganz veränderte Weise des Mannes gefiel ihm gar nicht; da war keine Spur mehr von dem kühnen, hochfliegenden, kampf- und abenteuerlustigen, großmüthigen, jungen Rittersmann, der sich an seiner Seite bei Sainct Géran geschlagen, der mit ihm vor dem Palast Ritour in die Schranken geritten, dem er zur Nacht als Trauzeuge gedient, bei seiner kecken geheimen Vermählung mit der Herzogstochter. Das entdeckte Alexander Achard bald, zwar machte er dem

Freunde keinen Vorwurf daraus, denn er begriff, daß der plötzliche Tod des geliebten Weibes und dann die lange harte Gefangenschaft diese Veränderung bewirkt hatten, aber es war ihm doch leid, daß aus dem kecken Ritter von Friesach, an dem alles grünte und blühete, daß aus dem ein so überernster, kluger, zurückhaltender Mann geworden, dessen wehmüthiges Lächeln ihm wie der letzte Schimmer der untergehenden Sonne vorkam. Die Sonne, die für Werner untergegangen war, das war die Jugend!

Der Constable fühlte, daß aus dem jungen Ritter ein bedeutender, schwer wiegender Mann geworden, es machte ihn das stolz, aber es drückte ihn auch und er fühlte sich fast belästigt durch den Blick aus diesen Augen, die fast die Farbe verloren hatten, aber so seltsam klar blickten. Er, der leichtblütige, genußfreudige Liebessohn aus Picardie fand sich nicht mehr in den ernsten, überlegten und zurückhaltenden Brandenburger.

„Mein Sohn wird kein Deutscher sein!“ sagte Werner leise und sinnend.

„Meine Marguerite,“ entgegnete der Constable tröstend, „ist eine Vlaemingsche, also eine Deutsche!“

Werner warf ihm einen Dankblick zu, für seine gute Absicht, aber täuschen konnte ihn der Trost nicht; es war in den Häusern der Vlaeminge, die ja ganz gewiß von deutschem Stamm, deutscher Art und deutscher Sitte damals noch viel mehr als später, aber der Ritter wußte recht gut, daß sein Sohn kein deutscher Mann werden konnte unter der hohen Protection des Herzogs von Burgund und aufwachsend im Hause des Constables von Ritour. Gewiß war ihm das ein Schmerz, aber er trug diesen mit andern Schmerzen und fand es auch eigentlich nicht ungerecht, daß ein Enkel Philipps des Guten von Burgund, der ja nicht nur sein, sondern auch Yolantha's Sohn war, in dem Lande seiner Geburt bleibe und dessen Art und Sitte habe.

„Grämt Euch darum nicht, Waffenbruder," fuhr der Constable in seinen Tröstungsversuchen fort, „wenn der junge Herr von Ardenne seine fünfzehn Jahre hat, werdet Ihr ihn mit Euch nehmen und einen deutschen Rittersmann aus ihm machen!"

„Das werde ich wohl nicht, mein theurer Freund," entgegnete Werner ruhig, „ich werde, dafern es Gott nicht anders fügt, meinen Sohn in dem Lande seiner Geburt, in dem Lande seiner Mutter lassen,

ich werde ihn nicht ausreißen aus dem Boden, auf dem er wächst und groß wird; nach dem fünfzehnten Jahre könnte ich nur einen schlechten Burgunder aus ihm machen, einen guten Deutschen nimmer. Das Blut seines Vaters müßte denn zu mächtig in ihm werden und er selbst nach Deutschland sich sehnen, sonst lasse ich ihn bei Euch; er ist dort mit dem edlen und großen Fürsten verwandt, der ihm ein größeres Loos bereiten kann und wird, als ich es vermag. Er ist bei Euch schon jetzt beinahe ein vornehmer Herr, ich könnte nur einen armen Junker aus ihm machen. Bin ich aber hier mit meinen Geschäften bei dem Churfürsten von Mainz zu Ende, dann will ich nach Lille ziehen und Yolantha's Sohn selbst meinen Vatersegen bringen!"

Der Constable fand des Freundes Pläne sehr recht, sehr klug, aber sie gefielen ihm doch nicht, weil er fühlte, daß er unter gleichen, oder ähnlichen Verhältnissen ganz anders gehandelt haben würde. Darum war er in Verlegenheit, wie er darauf antworten sollte und er begnügte sich mit einem zustimmenden Kopfnicken.

Plötzlich stand er hastig auf und nahm aus einem Mantelsack ein Kästlein von schwarzem Holz,

überaus kunstreich mit Silber beschlagen und verzieret. Das öffnete er mit einem Schlüssel, den er an einer langen prächtig goldblonden Haarschnur, Marguerite hatte sie selbst aus ihrem reichen Lockenschmuck geflochten, um den Hals trug. Er suchte lange in diesem Kästlein und nahm endlich ein Paquet von orangefarbener Seide heraus, welches mit einem starken Bande von Silber umwunden war. Damit trat er zu dem deutschen Ritter und sprach: „das hat Sie mir anvertraut für Euch, am Tage vor ihrem Hinscheiden und ich habe in ihre Hand geschworen, es Euch selbst zu geben und nur Euch allein. Ihr sollt es öffnen in einer stillen Stunde, also war ihr Wunsch!"

Werner empfing schweigend das Vermächtniß seiner Gemahlin; vielleicht sprach er nicht, weil die Bewegung zu mächtig in ihm wurde, als er die geliebten Farben Orange und Silber wieder sah.

Danach schieden die beiden Herren bald mit wenigen Worten von einander, der Constable konnte sich wohl denken, daß es den Rhodiserritter trieb, allein zu sein.

Die Herberge des Brandenburgers war nicht fern; er wurde dort von einer zahlreichen Diener-

schaft empfangen, denn er war ja gekommen nicht mehr als ein „Heimlicher" des Eisenzahns, sondern als Churbrandenburgischer Abgesandter, als Vertreter Friedrichs II. Aber wir sehen uns unter den blauäugigen breitgesichtigen Männern mit dem schlichten blonden Haar vergeblich nach alten Bekannten um; da ist nicht mehr der ehrliche alte Coutelier Dücker Enzelt, beinahe der Vertraute seines Herrn, da fehlt auch der graue, kluge Witter, der einst die Botschaften des jungen „Heimlichen" nach Cöln an der Spree trug, auch Hans Eicke, der kecke Junge ist nicht mehr, sie Alle liegen in Mytilene begraben, oder vielmehr zu Mytilene bleichen ihre Gebeine unbegraben; sie waren Alle ihrem Herrn getreu mit ihm nach Rhodos und Lesbos gezogen und hatten dort den Tod gefunden unter dem Eisen der Ungläubigen.

Als sich der Rhodiser in seinem Gemach allein sah, setzte er sich nieder und eine Thräne funkelte in seinem Auge, als er das orangefarbene Paquetlein hervorzog, er drückte es an seine Lippen und ein schönes Lächeln verklärte sein unschönes spitzes Angesicht. Langsam lösete er das Silberband, noch langsamer wickelte er die Seide auf, er fand ein

zusammengebogenes Pergamentblatt, das von einem Silberfaden umschlungen und mit einem daran hängenden Siegel in grünem Wachs verschlossen war.

Eine große Thräne fiel auf die Aufschrift, sie lautete: „An meinen vielgeliebten Herrn und Gemahl.“ Es war, als ob der Rhodiser nicht die Kraft, oder nicht den Muth habe, das Siegel zu lösen, er legte den Brief vor sich auf den Tisch und betrachtete ihn mit fast zärtlichen Blicken; das Siegel kannte er wohl, es zeigte einen stolzen schwimmenden Schwan, herrlich und kunstvoll ausgeschnitten, mit der Umschrift: »tangor non tingor“ zu deutsch: „wenn auch berührt, doch unbefleckt!“ Ein Motto, welches sinnig und schön die Schwanennatur Yolantha's aussprach. Werner kannte das Siegel wohl, er selbst hatte ja den Ring besessen, das Schwanenbild war in einen edlen Onyxstein geschnitten; den Fingerring hatte einst der Herzog von Cleve, an dessen Haus sich die schöne tiefsinnige Sage vom Schwanenritter knüpft, Yolantha'n zum Geschenk gemacht, sie hatte ihn stets getragen, nach ihrem Tode aber war er mit andern Kleinodien an Werner gesendet worden, ein Türkenhund hatte ihn dem gefangenen Christensclaven vom Finger gerissen.

Endlich durchschnitt Werner den Faden, entfaltete das Pergamentblatt und las mit nassen Augen wie folgt: „Mein geliebtes Herz, unaussprechlich theurer Mann! In dieser Stunde, da ich erfahren habe, wie nahe mir mein Tod, ergeht mein Abschiedswort an Dich. Gottes Segen über Dich, Du Geliebter meiner Seele, Gottes Segen und tausendfältigen Dank für Deine edle, starke Liebe, die mir eine irdische Seligkeit gewesen. Ich klage nicht, daß ich scheiden soll nach Gottes Rathschluß so frühe schon aus diesem Leben, ich hätte gern noch länger mich des Lebens und Deiner Liebe gefreut, ich wäre gern noch bei Dir geblieben, bei Dir und bei unserm lieben kleinen Knaben, aber ich beuge mich demüthig unter die gewaltige Hand Gottes und getröste mich seiner Barmherzigkeit und der Fürbitte der Heiligen. Mein Werner, mein geliebter Mann, unser Sohn wird zu Deiner Freude aufwachsen, von treuer Hand behütet und unter dem Schutze meines großmüthigen Bruders Karl, er wird eine Zierde der Ritterschaft werden und dann führe Du ihn hinauf in den Ardennerwald, führe ihn in die Bergschmiede, die unser irdisches Paradies war, dort erzähle ihm von seiner Mutter. Ich sorge nicht um

Dich, Du Trauter, wohl wird Dich der Schmerz um das Weib Deines Herzens gewaltig fassen, aber es wird, es darf Deinen Muth nicht brechen, denn Du bist ein starker, ein christlicher Rittersmann; ich möchte Dir zureden, mein Werner, wenn der Schmerz um mich milder geworden, um die Liebe eines edeln Weibes zu werben; ich möchte so von Herzen gern, daß Du nicht einsam den weitern Weg durch's Leben gingest, aber ich weiß es nur zu gut, daß Du diesen Wunsch mir nicht erfüllen wirst, daß es der einzige ist, dessen Gewährung Du mir versagst. Wir trennen uns niemals, auch der allgewaltige Tod vermag es nicht, uns zu trennen, die Liebe führt uns immer wieder zusammen. Du bist ich und ich bin Du, in Leben und Tod. Siehe, ich bin ja nicht gestorben, ich bin Dir nur vorausgegangen, um Dir, wie's Deinem Weibe geziemt, die Stätte zu bereiten zu den Füßen Gottes, der die Liebe ist; Du folgst mir nach, früher oder später, und Hand in Hand harren wir dann in ewiger Seligkeit der Ankunft unseres lieben Kindes. Ich sorge nicht um mein, um unser Kind, all meine Muttersorge hab' ich auf Gott allein geworfen und auf Erden wird mein Bruder Karl des Kindes

Schützer sein, bis Du selbst ihn an Dein Vaterherz nehmen und ihn anleiten kannst zu christlicher Ritterschaft durch Dein eigenes Beispiel. Auch die Getreuen, die um mich sind, werden über unser Kind wachen, darum sei auch Du ohne Sorgen — oh! sie möchten es mir verbergen, daß mein letztes Stündlein nahe ist, aber ihre nassen Augen und ihre bebenden Stimmen haben mir gesagt, was sie mir verschweigen wollten. Oh! Werner, ich habe so viel Liebe gefunden auf Erden und ein solches Glück in Deiner Liebe, daß mein Herz voll Dankbarkeit gegen den gütigen Vater im Himmel ist, der mir das Alles über mein Verdienst geschenkt hat. Ich fühle mich so geringe vor solcher Gnade, daß ich demüthig, dankbar und voll Hoffnung scheide. Dieses Blatt wird vielleicht nach Jahren erst in Deine lieben Hände kommen, denn der getreue Bastard von Vagogne und sein frommes Weib haben mir schwören müssen, daß sie es nur Dir, nur Dir allein geben, kein fremder Blick darf auf diese Zeilen fallen. Ich küsse dieses Blatt, denn es geht zu Dir; es bringt Dir meinen Abschiedskuß, Du theurer Mann, lebe wohl für die Zeit, auf Wiederseh'n in der Ewigkeit!

Die Arme breitet Dir entgegen Dein treues Weib Yolantha."

Solchen todesfrohen Liebesbrief las der Rhodiser, er küßte das Blatt, das ihre Lippen geküßt, seine Thräne fiel auf die Stelle, auf die ihre Thräne gefallen. Er las den Brief des edeln Weibes wieder und immer wieder. Er sah in jeder Zeile, in jedem Wort die Geliebte seiner Seele vor sich und leise flüsterten seine Lippen die Worte, welche sie geschrieben.

Kein Wort, kein Gedanke störte die heilige Liebesfeier dieser stillen Stunden. —

Am andern Morgen wurden in aller Frühe schon die Trompeten geblasen und, wie vorher verabredet worden war, besetzten hundert Reiter des Herzogs in Baiern die eine Seite der Straße nach der Domdechaney, wo die Unterredung stattfinden sollte, während die andere Seite von hundert Burgundischen Edelknechten eingenommen wurde. Da stachen die schlichten Helme und schwarzen Küraße der Deutschen seltsam ab gegen die sammetnen Purpurröcke und weißseidenen Unterkleider der Burgunder, die mit lang herabwallendem Haar auf schönen weißen Rossen ritten und ihre Schwerter an goldnen Ketten

trugen. Das waren die Pagen des neuen Königs in Burgund.

Karl der Kühne harrte der deutschen Fürsten in der Domdechaney, umgeben von sechshundert Edelleuten, der Blüthe seiner Ritterschaft; er war der Annahme der Bedingungen von Seiten der Deutschen sicher, er betrachtete sich schon als einen König in Burgund. Und mehr als königlich war sein Anzug, sein Scharlachrock allein war mit soviel großen Perlen besetzt, daß man deren Werth auf hunderttausend Gulden schätzte.

Auch das Gemach war eines Königs würdig; der Herzog hatte da seinem und der gesammten Ritterschaft besondern Heiligen dem St. Georg einen Altar errichtet und mit allen Schätzen seiner Kapelle zieren lassen.

Der Altar hatte sechs Stufen, die waren mit achtzehn goldenen Heiligenbildern besetzt, von denen jedes höher war als eine Elle, mit zehn goldenen Cruzifixen, vier goldenen Candelabern und vier goldenen Engelgestalten. Ein goldener Schrein mit Diamanten besetzt enthielt die Reliquien. Das Hauptstück aber war eine riesige goldene Lilie von Edelgestein funkelnd, welche einen Nagel von dem Kreuze

Christi enthielt, „unde se (die Lilie) ys beter, denn dreimael hondert dusent Gulden" sagt der Chronist. Die Wände waren mit kostbaren Tapeten behängt, auf welchen die Thaten Alexanders des Großen abgebildet waren, denn Alexander war das Vorbild Karls des Kühnen.

Alle Gesichter strahlten und selbst das immer so finstere Antlitz des wilden Karl hatte heut Sonnenschein, es war milder und ruhiger denn je. Nur Einer von Allen war heut bang bewegt und suchte ängstlich in die Nähe des Herzogs zu kommen, das war der gute, dicke Constable von Lille. Der hatte in der Nacht noch den Johanniter-Ritter von Friesach aufgesucht und ihn gebeten, dem Herzoge einen Wink zu geben, daß er die Zustimmung der Deutschen nicht erhalten werde. Werner wollte dem Bruder Yolantha's, der auch gegen ihn immer so großmüthig gewesen, den Schmerz einer herben Enttäuschung ersparen, oder mildern, ihn mahnen zur Vorsicht, daß er sich des Erfolges nicht allzu sicher zeigen möge in der Versammlung, damit er einer Beschämung entgehe. Der Constable hatte auch sein Bestes gethan, es war ihm aber unmöglich gewesen, bis zu dem Herzoge durchzudringen, der sich mit dem

Bischofe von Lüttich und andern hohen Herren eingeschlossen hatte und erst von seiner ganzen glänzenden Freund- und Gefolgschaft umgeben öffentlich erschien, als schon die Trompeten das Herannahen des Churfürsten von Mainz, des Herzogs von Baiern und der andern Reichsfürsten meldeten. Verzweifelnd mußte der gute Herr es aufgeben, seinen Herzog zu warnen, und nun drängte er sich an das Thor der Dechaney, wo des heiligen Reiches Erzkanzler und Churfürst so eben vom Roß stieg, der Constable erkannte sofort unter den Begleitern des Churfürsten den Johanniter-Ritter in dem schwarzen Mantel mit dem weißen Kreuz, er drängte seine mächtige Gestalt zu ihm und flüsterte ihm seinen Mißerfolg zu. Werner schüttelte traurig den Kopf, dann sagte er leise: „so will ich das Aeußerste thun für den großmüthigen Karl."

Er drängte sich zu dem Churfürsten von Mainz in dem Augenblick, da dieser seine Robe aufhob, um die sehr hohe Treppe hinaufzusteigen, von deren obern Ende der Herzog Karl herabstieg. Nur wenige Worte flüsterte der Rhodiser dem Erzbischof zu, dieser stand einen Moment sinnend still, dann sagte er leise: „ich danke Euch, Herr Ritter, Ihr

habt einen bessern Rath noch niemals gegeben!" Dann stieg er die Stufen hinauf. Werner aber blieb zurück und stand neben dem Freunde.

„Ich denke, daß ich Yolantha's Bruder jetzt einen wirklich guten Dienst geleistet habe!" flüsterte er dem Constable zu.

Unterdessen hatte der Herzog den Churfürsten in das Prunkgemach geleitet und dort mit ihm und den andern Fürsten Platz genommen; es war ein überaus glänzender Halbkreis von mächtigen Herzogen und hohen Kirchenfürsten. Als nun der Thürhüter die Thüre geschlossen und besetzt hatte, da hielt der Churfürst eine kleine Anrede an den Herzog, in welcher er des Kaisers Liebe zu dem großen Herzoge von Burgund rühmte und den Wunsch Friedrichs aussprach, seinen Erben, den Erzherzog Maximilian, mit Maria von Burgund zu vermählen, dann aber erklärte, daß er mit diesen edlen Fürsten, seinen lieben Oheimen, hierhergekommen sei von Kaisers- und Reichswegen, um zu vernehmen, was der große Herzog von Burgund von Kaiser und Reich wünsche. Er schloß mit der Versicherung, daß Kaiser und Reich mit Freuden jeden billigen Wunsch des Herzogs mit Freuden gewähren würden.

Ein aufmerksamer Beobachter hätte bemerken können, daß die deutschen Fürsten, mit Ausnahme ihres Hauptes, des Churfürsten, eine gewisse Verlegenheit zeigten; sie Alle kannten seit dem Tage vorher die Forderungen des Herzogs, hielten dieselben aber für so unannehmbar, für so ausschweifend, daß sie keine Möglichkeit sahen, auch nur über dieselben zu verhandeln. Der wilde, aufbrausende Zorn Karl's, seine tobende Wuth waren ihnen nicht unbekannt; sie fürchteten darum einen peinlichen Auftritt und bewunderten die ruhige Heiterkeit des geistlichen Churfürsten, der doch sonst heftige Worte nicht liebte; der Erzbischof von Mainz aber war stark durch den Rath, den ihm der Rhodiser unten an der Treppe zugeflüstert.

Als der Erzbischof geendet, dankte ihm der Herzog für die Freude, die er ihm durch seinen Besuch und den der begleitenden Fürsten, seiner lieben Oheime, bereitet, sprach von seiner Ergebenheit für Kaiser und Reich und legte endlich die Hoffnung an den Tag, daß durch die Vermählung seiner Tochter mit dem Erzherzoge, die Bande, die ihn mit dem heiligen Reiche verknüpften, noch fester werden würden. Als er geendet, befahl er seinem obristen Kanzler,

dem Baron Guido von Humbercourt, die Wünsche Burgunds vorzutragen.

Dieser kühne Staatsmann, dessen Feinheit und Klugheit nur durch seinen ungemessenen Stolz, der dem seines Herzogs gewiß gleichkam, beeinträchtigt wurden, trat in den Halbkreis und las eine sehr weitläuftige Schrift vor, in welcher verlangt wurde, daß Kaiser und Reich dem Herzoge Karl den Titel, Würde und Krone eines Königs in Burgund verleihen sollten; dazu war man deutscher Seits entschlossen, nun aber kamen noch einzelne Forderungen, die Kaiser und Reich gar nicht gewähren konnten; Karl verlangte nämlich noch bedeutende Länderabtretungen, so die Bisthümer Lüttich, Utrecht, Kammerich (Cambray) und Doornik (Tournay) das ganze Herzogthum Lothringen und noch eine Menge einzelner Gebietstheile. Es wäre wahnsinnig gewesen, wenn der Kaiser darauf eingegangen wäre. Schließlich wünschte der neue König auch noch das Reichsvicariat in den Reichslanden westlich vom Rheinstrom.

Nachdem der Kanzler zu Ende gelesen, nahm der Churfürst das Wort und erklärte im Namen des Kaisers, daß er in der Hauptsache die Wünsche Burgunds gewähre, er sei bereit, dem königlichen

Herzoge auch die königliche Krone zu verleihen; ingleichen finde die Herstellung des Reichsvicariats keinen Widerspruch, der künftige König werde es in den Landen westlich vom Rheinstrom ganz so ausüben, wie es Chursachsen in den Landen sächsischen und Chur-Pfalz in den Landen fränkischen Rechtes habe. Was endlich die Länderabtretungen betreffe — als der Churfürst dabei inne hielt, gab sich auf beiden Seiten die höchste Spannung kund — so würden einige durchaus keine Schwierigkeiten bieten, andere dagegen forderten eine reifliche Ueberlegung und deßhalb ersuche er den königlichen Herzog, seinen lieben Oheim, ihm eine Abschrift der einzelnen Punkte übergeben zu lassen, damit er eine Berathung darüber halten und in genauere Verhandlungen eingehen könne. Uebrigens sei er überzeugt, daß bei dem guten Willen, welcher dem wichtigen Werke von beiden Seiten gewidmet werde, eine Einigung bald erzielt werden könne. Das Reich halte die Freundschaft des königlichen Herzogs von Burgund so hoch, daß es auch Opfer für ihn bringen könne und werde.

Das war es nicht, was Karl erwartet hatte, er hatte in seinem ungeheuren Stolz auf eine unbe-

dingte Zustimmung gerechnet, sein Antlitz wurde finster wie die Nacht, er biß sich auf die Lippen und seine Augen rollten, aber er war ein schlechter Politiker, er begriff noch nicht, was sein obrister Kanzler sofort erkannt, daß hinter den glatten Worten des Erzbischofes eine vollständige Ablehnung lag, deßhalb hielt er an sich und befahl dem Herrn von Humbercourt, die gewünschte Abschrift zu übergeben und mit den hochgebornen Fürsten darüber zu verhandeln.

Der Abschied war von beiden Seiten kurz, Karl hielt mit Mühe seinen Zorn zurück und vermochte kaum die Pflichten des Herkommens zu erfüllen.

Unten im Hofe hielt der Johanniter dem Churfürsten den Steigbügel.

„Dein Rath hat uns heil aus der Höhle des Löwen herausgeführt, mein Sohn," sagte der Churfürst lateinisch und leise zu Werner, „Gott wird weiter helfen!"

Während die deutschen Fürsten von dannen zogen, tobte der Herzog oben durch seine Zimmer und Niemand wagte ihm zu nahen, seine furchtbare Streitaxt hatte er mit solcher Gewalt gegen eine Thür geschleudert, daß die starke Eichenbohle split-

ternd auseinander geborsten war; er lief, wie ein wildes Thier im Käfig, in den prachtvollen Gemächern auf und nieder und zitternd vernahm die Dienerschaft sein heiseres Wuthgeschrei. Und doch ahnete er noch nicht einmal, daß, für's Erste wenigstens, sein ganzer Königsplan fehlgeschlagen, dieser rasende Zorn galt nur der Verzögerung, nur dem Umstand, daß nicht alles genau so gekommen, wie er's gewollt. Sein Kanzler hatte sich wohl gehütet, ihm die Wahrheit zu sagen, der stolze Herr von Humbercourt, Karl's eifriger Treiber bei dieser Kronenjagd, war mindestens eben so froh als die deutschen Fürsten, daß der Erzbischof einen so feinen Mittelweg gegangen und nicht eine sofortige Abweisung der Forderungen ausgesprochen.

Nach einer halben Stunde etwa beruhigte sich der Herzog etwas und schrie nach Wein, der Kellermeister brachte den gefüllten Humpen auch schnell genug in's Vorgemach, aber der Kämmerer vom Dienst wagte es nicht, den Trunk hinein zu tragen; man hatte furchtbare Dinge erlebt, der Herzog war in seiner Wuth zu Allem fähig, man erzählte, daß er Diesen und Jenen in solchen Stunden erschlagen;

die Furcht übertrieb gewiß, aber ganz unbegründet war sie nicht.

Todtenbleich fiel der Unterkämmerer vom Dienst, ein schöner Jüngling von noch nicht zwanzig Jahren, dem Constable von Lille, der von allen Herren allein gewagt hatte, im Vorzimmer zu bleiben, zu Füßen und bat ihn weinend, dem Herzoge den Wein zu bringen. Der gutmüthige, dicke Riese, der den wüthenden Herzog doch nicht so arg fürchtete, wie die Andern, hatte das zuweilen gethan. Auch heute konnte er den Thränen und Bitten des jungen Menschen nicht widerstehen, er nahm den Humpen und ging muthig damit hinein.

Im dritten Gemach schoß ihm der Herzog entgegen, riß ihm den Humpen aus der Hand, that einen mächtigen Zug und schleuderte dann das Silbergefäß zu Boden, daß es fast platt gedrückt war und der Wein herum spritzte. Jetzt erst erkannte er den Constable.

„Tron de Diou!“ kreischte er, „Bastard der Hölle, was willst Du hier? habe ich keine Diener mehr?“

„Es wagte sich Keiner herein,“ entgegnete der

Constable befangen aber äußerlich ruhig, „ich wollte meinen Herzog nicht dürsten lassen!"

„Es wagte sich keiner herein," stieß der Herzog heiser heraus, „ei! und Du wagst Dich herein, verfluchter Bastard, Du hast wohl zwei Leben?"

Der muthige Mann trat doch erschrocken einen halben Schritt zurück vor dem wahnsinnigen Gluthblick, mit welchem ihn der Herzog anstierte.

„Hei!" kreischte Karl, dicht an ihn herantretend, „Du, Du ganz allein fürchtest Dich nicht vor mir!"

Der Constable wich wieder einen halben Schritt zurück, dann aber schämte er sich seiner Furcht, er faßte sich und sprach hastig: „Ich benutze die Gelegenheit, um Euch, mein edler Herzog, die Ankunft eines Mannes zu melden, den Ihr liebt!"

Der Herzog glühete ihn furchtbar an mit seinen dunkeln Tigeraugen, offenbar hatte er gar nicht verstanden, was der Constable sagte.

„Der Ritter Todt von Friesach ist als Abgesandter des Churfürsten von Brandenburg angekommen!" sagte der Constable laut und fest.

„Friesach, Brandenburg!" wiederholte der Herzog mit bebenden Lippen; der Constable fühlte tiefes Mitleid mit seinem Fürsten, denn er sah, wie furcht=

bar Karl mit seinem Wahnsinn, denn seine Wuth war Wahnsinn, rang, wie er kämpfte um die Herrschaft.

„Der seligen Frau Yolantha Gemahl ist gekommen!“ flüsterte der Getreue.

„Yolantha, Yolantha,“ wiederholte der Herzog heiser, die Stimme war fast erloschen, es war als ob der Name einen besänftigenden Einfluß auf ihn übe.

„Yolantha, meine süße Schwester, welche todt ist!“ flüsterte der Fürst, er trat schwankend einige Schritte zurück und sank in einen Sessel.

Da saß er einige Minuten, dann hub er sein Haupt und fragte: „Du hast von Yolantha gesprochen, Bastard?“

„Der deutsche Ritter Todt von Friesach, der Gemahl der seligen Frau Yolantha, ist gekommen, als Abgesandter von Churbrandenburg!“

„Yolantha, Friesach, Brandenburg!“ wiederholte Karl sinnend, „gib mir zu trinken, zu trinken!“

Der Constable ging und kehrte rasch mit einem Humpen zurück, Karl that einen gewaltigen Zug, sein bleiches Gesicht röthete sich.

„Meiner süßen Schwester Yolantha Gemahl ist

hier, sagtest Du?" fragte Karl, den Humpen zurückgebend.

„Es ist so, edler Herzog!" entgegnete der Constable.

„Warum ist er nicht früher gekommen? hat der Vater keine Sehnsucht nach Yolantha's Kinde gefühlt?"

Des Herzogs Stimme war wieder klarer, obgleich sie noch immer bebte, der Wuthanfall war vorüber, der Name Yolantha's hatte ihn wirklich gebrochen.

„Das will ich mir doch merken!" dachte der dicke Constable der guten Stadt Lille, laut aber sagte er: „der seligen Frau Yolantha Gemahl ist, betrübt über den Verlust seines Weibes, Ritter vom Spital geworden, ist nach Rhodos gezogen und in die Gefangenschaft gerathen, er hat zwei Jahre als Sclave an die Galeere geschmiedet, rudern müssen!"

„Der arme, unglückliche Mann," sprach Karl bewegt, „Yolantha's Gemahl, der Mann, den Yolantha's Arme umschlungen, als Slave auf der Ruderbank!"

„Er ist kaum zu kennen," fuhr der Bastard fort, „er ist alt und grau geworden!"

„Ich will Yolantha's, meiner Schwester, meiner

süßen Schwester Gemahl sehen," befahl der Herzog aufstehend und in voller Fassung, „hört Ihr, Constable, Ihr sollt ihn gleich zu mir bringen!"

„Er ist als Abgesandter des Churfürsten von Brandenburg hier, mein hoher Herzog!" sagte der Constable mit Bedeutung, er wußte, daß er jetzt mit seinem Fürsten reden konnte.

„Churbrandenburg ist gegen mich," erwiederte der Herzog ruhig, „wahrscheinlich, das wollt Ihr wohl andeuten, Constable, hat der Ritter auf die Verzögerung gewirkt, die mich heute so unvermuthet traf; was geht das mich an, er ist ein treuer Diener seines Churfürsten, er thut seine Pflicht, ich weiß, er ist ein treuer, eifriger und kluger Diener, ich wollte ich hätte von seiner Art Viele! Bringt ihn zu mir, ich will den Gemahl meiner geliebten Schwester Yolantha in ihm sehen, nicht den brandenburgischen Abgesandten!"

Als der Constable seinen Herzog so ruhig fand, hielt er es als sein getreuer Diener für seine Pflicht, diese Stimmung zu benutzen und sprach: „ich werde den Gemahl Yolantha's sogleich bringen, mein gnädiger Herr, er hat Euch heute einen großen Dienst geleistet, glaube ich!"

„Welchen Dienst?“ fragte Karl rasch.

„Er sagte mir, daß der Kaiser fest entschlossen sei, in keine Länderabtretung zu willigen, die deutschen Fürsten wollen fast Alle nichts davon wissen, einige kleine Gebietstheile würde man Euch allenfalls zugestehen, sonst nichts. Der Ritter von Friesach wußte, wie empfindlich es dem Herzoge von Burgund, den er liebt und verehrt, sein werde, öffentlich eine abschlägliche Antwort zu empfangen, auf seinen Rath hat der Churfürst von Mainz die Sache so gedreht, daß eine weitere Berathung beliebt wurde!“

„Yolantha's Gemahl hat wohlgethan, er ist klug, klüger wie ich,“ rief Karl, „ich habe mich durch Humbercourt und die Andern verleiten lassen, diese Gebietsabtretung zu fordern, jetzt mit einem Male sehe ich ein, daß die deutschen Fürsten darein gar nicht willigen können!“

„Euer früherer Kanzler, der Herr von Angrie,“ bemerkte der Constable, „hat Euch immer gerathen, die Königskrone und das Reichsvicariat ohne weitere Bedingungen zu nehmen!“

„Ja, der alte Ludwig von Caillabot ist klüger als dieser teuflisch stolze Humbercourt,“ meinte Karl, der jetzt das vollständige Fehlschlagen seiner Pläne

ganz ruhig hinnahm, während ihn vorher die Verzögerung zur Raserei entflammt hatte, „morgen gehe ich nach Lille, ich will mit dem alten Herrn von Angrie reden, hier ist für jetzt nichts mehr zu machen, gar nichts; wir müssen wieder von vorn anfangen. Jetzt, mein lieber Constable, holt mir Yolantha's Gemahl, ich sehne mich nach ihm, ich nehme ihn mit nach Lille, er soll seine Freude an unserm jungen Herrn von Ardenne haben, wir werden dort Eurer hübschen, weißen Hausfrau Gäste sein, geht, lieber Alexander, geht!“

So wurde der Constable von Lille mit der höchsten Freundlichkeit entlassen.

Am Nachmittage war der Rhodiser=Ritter länger als zwei Stunden bei dem Herzoge Karl, am andern Tage zog er mit demselben gen Lille und Flandern. Bei den deuschen Fürsten hatte sich Karl mit wichtigen Geschäften entschuldigt, die ihn abriefen; so endete die Zusammenkunft in Luxemburg, der Herzog zog heim ohne die Königskrone! —

Zweites Capitel.

Zu Köln an der Spree.

Wir finden unsern Helden, den wir im October auf dem Wege nach Lille in Flandern verlassen, zu Anfang des folgenden Jahres in Köln an der Spree wieder, in der lieben Heimath, in Churmark Brandenburg. Der Ritter Todt von Friesach, nunmehr auch Comthur des Johanniter-Ordens zu Supplingenburg, hat als Einer der Räthe des Churfürsten eine Wohnung auf dem churfürstlichen Schlosse bezogen, wo er zugleich, nach Sitte der Zeit, nicht nur für seine Person, sondern auch für seine Diener Beköstigung und Futter für seine Rosse empfängt.

Werner hat am Tage der Ankunft nach seinem Churfürsten längern Bericht über seine Sendung erstattet und ist dann zu einer nähern Besprechung

für den Nachmittag des andern Tages beschieden worden. Den Vormittag dieses andern Tages aber hat der Ritter zu einem Besuche bei alten Freunden benutzt.

Wir sehen ihn in dem großen Fettweiß'schen Schmiedehofe in der Roscherstraße, in dem langen Gemach zu ebener Erde, wo er einst als Schmiedegesell so oft seine Mahlzeiten genommen, wohin man ihn einst als einen schwerverwundeten Mann getragen, da sitzt er heut auf dem Ehrenplatz des seligen Huf- und Waffenschmiedes Erasmus Fettweiß und dessen ganze Familie ist um ihn versammelt. Noch lebt seine alte Meisterin, sie ist noch immer weiß und still, aber sie hat die Wittwentrauer nicht abgelegt um den Gemahl und will damit auch in den Sarg gebettet werden. Sie sitzt, vom Alter gebeugt, in dem Sessel neben Werner und die schwarz gekleidete Matrone paßt wohl zu dem churfürstlichen Rath, der ebenfalls einen langen, schwarzen, mit weißem Pelz verbrämtem Rock trägt. Die Wittwe blickt dem Ritter mild lächelnd in's Antlitz, sie war schon dem Schmiedegesellen Werner gut und hätte ihm gerne Eine von ihren großen, weißen Töchtern zur Frau gegeben; sie erinnert sich

auch voll Wehmuth, daß ihr seliger Fettweiß den Werner gar zu sehr lieb gehabt hat. Von den Töchtern sind zwei zugegen, sie sind glücklich in Berlin verheirathet und sofort geholt worden, um den Ritter Werner wiederzusehen. Die beiden stattlichen Frauen sind mit ihren Kindern auch herbei geeilt, denn sie erinnern sich mit leisem Erröthen, daß sie einst eine stille mädchenhafte Neigung für unsern Helden gehegt. Die dritte Tochter ist nicht zugegen, sie ist nach außerhalb verheirathet worden und vor einigen Jahren im Kindbett gestorben. Für sie ist eine Schwiegertochter da, die Frau des jüngern Sohnes, ein bildhübsches, kleines Weib, das auch zwei Kinder hat und jetzt ruhig als Meisterin und Hausfrau auf dem Schmiedehofe waltet. Die Herrschaft ist von der alten Fettweißin auf die junge Fettweißin übergegangen und sie weiß sich dieses Regimentes wohl zu bedienen.

Der zweite Sohn ist ein stiller ernster Mann geworden, der sehr fleißig und ordentlich des väterlichen Handwerks waltet, dem man aber doch einen stillen Kummer ansieht, während der ältere Bruder, der gewaltige Fritz Fettweiß, der gegenwärtig zweiter Hauptmann über die Söldner und Wappner der

beiden Städte Berlin und Köln ist, ganz wie ehedem sich derb lustig, offen und ehrlich gibt.

Werner kennt den Kummer des Meisters Fettweiß sehr wohl, der Vater war ein reicher Mann gewesen, der Sohn ist's nicht mehr, die bedeutenden Mitgiften der drei Schwestern, die Abfindung des ältern Bruders, das Witthum der Mutter, das auf dem Hof lastet, haben ihn in in eine bedrängte Lage gebracht. Der Vater hatte in seinem jüngern Sohne seine eigene Energie und kluge Umsicht vorausgesetzt, die fehlten aber dem armen Menschen völlig und deßhalb ging's rückwärts mit dem Schmiedehofe, trotz aller Sparsamkeit und trotz des redlichen Fleißes. Werner hatte das gleich beim Beginn der Unterredung erkannt und sich sofort entschlossen, den Churfürsten, der die Fettweiß'sche Familie liebte, zu einer wirksamen Hülfe aufzufordern. Auch ersah er, daß das Verhältniß zwischen der alten und der jungen Fettweißin kein gutes war; die Alte konnte sich schwer darein finden, daß die Junge das Regiment hatte und diese schonte die Empfindlichkeit der Schwiegermutter viel weniger, als man sonst von der hübschen, kleinen, klug blickenden Frau zu erwarten berechtigt gewesen. Den Schlüssel dazu fand der

Ritter bald, die junge Meisterin war zwar nicht geringen Standes, im Gegentheil, ihr Vater war im Rath der Chur- und Hauptstadt Brandenburg gesessen, aber sie war arm und hatte keine Mitgift, nicht einmal eine Aussteuer gehabt und diesen Mangel hatte man ihr in dem Schmiedehofe zum Vorwurf gemacht, vielleicht nur in unfein scherzender Weise, aber die wunde Stelle brannte.

Werner, der sich in dieser Familie heimisch fühlte und mit dankerfüllter Seele an den heimgegangenen Meister dachte, der sein großer Wohlthäter gewesen, war entschlossen, zu helfen und Frieden und Zufriedenheit unter das Dach zurückzuführen, unter welchem seine eigene Jugend den ersten dauernden Schutz gefunden. Er sprach viel mit der jungen Meisterin, er zeichnete dieselbe sichtlich aus; die alte Fettweißin und ihre Töchter machten erst große Augen, sie kamen aber bald dahin, wohin sie der Ritter haben wollte, sie begriffen, daß sie die Frau, welche der von ihnen so hochgeschätzte Werner so auszeichnete, nicht mißachten dürften; die kleine, hübsche Frau dagegen wurde durch Werners Freundlichkeit milder gegen ihres Mannes Mutter gestimmt.

Als die gebietende Hausfrau das Zimmer ein

Mal verlassen, wendete sich Werner, der gewaltige Diplomat, rasch zu dem Hausherrn und erkundigte sich höchst angelegentlich nach der Herkunft und der Verwandtschaft der Frau, bemerkte dann aber, als er damit die allgemeine Neugierde erregt: es sei möglich, daß er der jungen Frau bald eine erfreuliche Nachricht mittheilen könne, doch möge man ihr noch nichts davon sagen, da er der Sache noch nicht ganz sicher sei, es handle sich um eine kleine Erbschaft aus der Priegnitz, in Betreff welcher eine Anfrage an den Churfürsten gerichtet worden sei; es wäre zwar für die reiche Familie Fettweiß nicht von Belang, aber doch immer mitzunehmen, etliche Aecker und Wiesen, so acht- oder neunhundert Gulden. Der Diplomat bemerkte sofort, welchen günstigen Eindruck diese Nachricht auf alle Mitglieder der Familie hervorbrachte, namentlich verklärte sich das Gesicht des Hausherrn.

Wir wollen hier gleich hinzufügen, daß kurze Zeit nachher die junge Fettweißin erfuhr, daß sie die Erbin eines Oheims, von dem sie bis dahin kein Sterbenswort gewußt und wirklich wurde dem Meister Fettweiß diese Erbschaft mit tausend schweren Gulden ausgezahlt. Es versteht sich von selbst, daß

diese tausend Gulden ein Geschenk des Eisenzahn's waren, Werner hatte den edeln Fürsten vermocht, sie unter diesem Vorwande zu zahlen, um der jungen Frau eine bessere Stellung in der Familie zu geben. Mit Freuden sah er später auf diese durchaus wohl gelungene List; zwar erlangte der Schmiedehof nicht wieder die Bedeutung, welche er unter dem Vater gehabt, aber er bewahrte noch durch mehrere Generationen einen mittleren bürgerlichen Wohlstand, zu welchem jene fingirte Erbschaft den Grundstein gelegt. Werner aber hatte die Freude, in dem Hause seines alten Meisters Frieden und Zufriedenheit walten zu sehen, so lange er lebte.

Der Ritter hatte einen Ehrentrunk aus dem großen Churfürstenbecher thun und ein reichliches Frühmahl mit der Familie einnehmen müssen, dann ließ er sich in seine ehemalige Kammer führen und hinüber in die beiden Schmieden, in denen er einst gearbeitet hatte. Ueberall hin folgte ihm die ganze Fettweiß'sche Sippschaft von der alten Mutter an bis zu der jüngsten Enkelin. Die Schmiedegesellen staunten nicht wenig über den hochwürdigen Herrn Comthur, der so ruhig davon sprach, wie er einst hier gearbeitet und den Platz zeigte, wo er gestan-

den, sie waren aber noch mehr erfreut über diesen Besuch, als er ihnen beim Scheiden ein kleines Geschenk zurückließ.

Die Theilnahme für Alles, was das Schmiedehandwerk betraf, begleitete unsern Helden durchs Leben und es wurde weit über die Grenzen von Mark Brandenburg hinaus auf den Herbergen der Schmiedegesellen und in den Trinkstuben der Meister von dem Ritter Todt von Friesach erzählt, welcher in seiner Jugend, seiner Herkunft unkundig, ein rechter Schmiedegesell gewesen und es dann später als Ritter, als churfürstlicher Rath und Johanniter-Comthur von Supplingenburg, nicht verschmähet habe, zuweilen vor der offenen Lade zu erscheinen. Diese Erzählung nahm in der Ferne und im Laufe der Jahre eine immer sagenhaftere Gestalt an und im vorigen Jahrhundert noch konnte man von wandernden Handwerksgesellen ein Lied singen hören, welches auf den Ritter von Friesach gedichtet worden. Es handelte von einem schönen Schmiedegesellen, der eine reiche Herzogstochter gefreit, dann in's gelobte Land gezogen, Türkensclave gewesen, als starker Ritter aber heimgekehrt und mit einem

Hammer im Wappen in allen Turnieren Sieger geblieben.

So hatte der Volksgeist dichtend die Geschichte Werners zu einem Liede gestaltet; merkwürdig, daß doch auch von geheimer Ehe mit der reichen Herzogstochter eine Kunde in's Volk gedrungen war.

Bei seinen Lebzeiten aber wurde Werner von den Schmiedegewerken zu Berlin und Köln, zu Brandenburg und zu Spandow stets zu deren Festlichkeiten geladen und er verweilte gern und oft als Ehrengast unter den Handwerksgenossen.

Besonders ernst fühlte sich Werner durch den Anblick der Klingenschmiede gestimmt; hier hatte er sein erstes Schwert geschmiedet und es war ein Richtschwert gewesen.

Bis zum Thor des Schmiedehofes in der Roscherstraße (jetzund Roßstraße) begleitete ihn die ganze Familie und nahm da mit herzlichen Bitten um recht häufige Wiederholung des Besuches von ihm Abschied. Der Stadthauptmann Friedrich Fettweiß aber ließ es sich nicht nehmen, den Ritter ins Schloß zurückzuführen. Der eifrige Soldat erzählte lebhaft von den neuen Uebungen, welche er bei seiner Truppe eingeführt und nahm dankend manchen Wink, manchen guten

Rath auf, den ihm der Rhodiser aus dem reichen Schatz seiner militairischen Erfahrungen mit gutem Willen spendete.

Da kam ihnen auf ihrem Wege ein stattlicher Kriegsmann entgegen in den Farben der Städte Berlin und Köln.

„Kennt Ihr den Mann noch, Hochwürdiger und Gestrenger?“ fragte der Stadthauptmann.

„Wer ist's? ich erinnere mich nicht!“

„Der Rottmeister Gerloff Roth, oder der rothe Gerloff!“ sagte Fettweiß.

„Der rothe Gerloff? es ist eine Erinnerung!“ überlegte der Ritter sinnend.

„Es ist der Mann, welcher einst mit einer Dirne aus der Stadt flüchtete, weil ihm ein Mordanfall gegen Euch zugemuthet wurde; er hatte wohl noch andere Gründe, diesen, als den besten, haben wir angenommen. Er ist jetzt schon Jahrelang in unsern Diensten, ein trefflicher Rottmeister, er und sein Weib führen eine gute Ehe, haben hübsche Kinder und ein schmuckes Haus, das Geld der alten Hexe, der Herkenbertin, ist ihnen zu gut gekommen.

„Jetzt besinne ich mich,“ rief Werner, „ich habe dem Manne das Fechten mit der Axt gelehrt!“

„Wollt Ihr mit dem Manne reden?" fragte der Stadthauptmann, „Ihr würdet ihn sehr glücklich machen, denn er hat Euch immer geliebt und spricht oft von Euch!"

„Dann ganz gewiß!" versetzte Werner lächelnd.

„Rottmeister! Rottmeister Roth!" rief der Stadthauptmann.

Der Angerufene kam von der andern Seite der Straße herüber und grüßte militairisch die Herren.

„Rottmeister, der hochwürdige und gestrenge Herr, Ritter von Friesach, Comthur von Supplingenburg und Rath des Herrn Churfürsten will mit Euch reden!"

Ihr seid es, Herr?" rief der lange Kriegsknecht mit schallender Stimme und über sein hartes Angesicht zuckte eine so freudige Rührung, daß sich Werner davon angenehm berührt fühlte, „Gott segne Euch, gestrenger Herr Ritter, willkommen in der Heimath!"

„Ich habe mit Freuden gehört, Gerloff," entgegnete der Comthur, „daß Ihr ein ordentlicher Mann und Rottmeister bei den städtischen Söldnern geworden, daß es Euch wohl geht und daß Ihr meiner noch gedenkt, auch ich habe noch nicht ver-

gessen, daß ich Euch mit der Streitaxt fechten lehrte und auch sonst in andern Waffen mich mit Euch übte; Ihr müßt zu mir auf's Schloß kommen, da wollen wir mehr reden, kommt morgen in den Frühstunden, ich kann Euch allerlei seltene Waffen zeigen und eine burgundische Streitaxt ist dabei, die sollt Ihr haben zum Andenken. Gehabt Euch wohl bis morgen früh, Rottmeister!"

Werner reichte dem Manne die Hand, nur konnte er nicht hindern, daß sie der lange Kriegsknecht küßte.

„Den habt Ihr glücklich gemacht!" bemerkte der Stadthauptmann.

„Ich wollte, daß ich Viele so leicht glücklich machen könnte!" entgegnete der Rhodiser mit seinem stillen Lächeln.

So kamen sie vor das Portal des Schlosses, wo der Stadthauptmann sich verabschiedete; die churfürstliche Hartschiere aber senkten ihre Partisane salutirend vor dem Comthur.

Es war gut, daß Werner in der Schmiede ein Frühmahl genommen, denn als er in seine Gemächer kam, meldete ihm sein Leibdiener, daß Seine Churfürstliche Würde bereits nach ihm gesendet habe: es

sei ein reitender Bote aus dem Frankenlande eingetroffen. Der Ritter warf sofort die Pelzmütze ab, nahm den breitrandigen Federhut und den schwarzen Mantel mit dem weißen Kreuz und begab sich raschen Schrittes zu dem Closet des Eisenzahn's, welches dicht neben der, dem heiligen Erasmus geweiheten, Schloß-Kapelle nach dem Wasser zu, gelegen war.

Als der Comthur in des Churfürsten Vorzimmer trat, bat ihn der aufwartende Kämmerling, alsobald einzugehen in das Closet, denn also sei des Herrn Wille, obwohl ein Geistlicher bei ihm sei. Der Kämmerling öffnete die Thür, der Johanniter schlug die lederne Tapete zurück und stand in dem engen Gemach, wo Churfürst Friedrich auf einem schmalen Ruhebettlein lag, bis an den Hals mit einem großen Bärenpelz zugedeckt. Man sah von dem mächtigen Fürsten, dessen armer Leib fast zusammenbrach unter unaufhörlich folternden Gichtschmerzen nur das weiße Antlitz mit der kühnen Nase und den großen leuchtenden Augen.

Ein Geistlicher stand vor des Fürsten Schmerzenslager, er hatte, wie's schien, lebhaft gesprochen, denn sein Antlitz war stark geröthet. Friedrich winkte

mit der kleinen, abgemagerten Hand dem Comthur zu, Platz zu nehmen; Werner verneigte sich tief und blieb auf sein Schwert gestützt, stehen.

„Gewiß,“ fuhr der Churfürst zu dem Geistlichen gewendet, fort, „hat die heilige Kirche die Pflicht, ihre Kinder fort und fort zu den Werken der Barmherzigkeit und Liebe zu mahnen; es ist etwas glückseliges um solche Werke; ich selbst habe Zeit meines Lebens reichlich und willig zu Gottes Häusern gegeben und trotzdem nie eine Schmälerung an meinem Gut und Land gespürt, sondern desto mehr Glück und Segen zur Ausbreitung meiner Lande gefunden; was aber meine Seligkeit betrifft, frommer Vater, da getröste ich mich lediglich des Blutes und Verdienstes unsers lieben Herrn Jesu Christi, das ist der Hauptpunkt, das Alpha und das Omega aller christlichen Weisheit!“

Sicher wollte der Geistliche eben bemerken, daß solche Ansicht des Churfürsten durchaus nicht der herrschenden Meinung über die Lehre der Kirche entspreche und da würde er vollkommen recht gehabt haben, der Churfürst sprach da eine protestantische Anschauung aus, sie kam ihm aber so aus dem Herzen und dieselbe wiederholt sich in verschiedenen,

noch vorhandenen Schriftstücken Friedrich's in so bündiger Form, daß man sagen kann, der Eisenzahn sei schon im fünfzehnten Jahrhundert, lange vor der Reformation, Protestant gewesen. In seinem Glaubensbekenntniß bezeichnet er stets die Rechtfertigung durch das Verdienst Christi als den Punkt, auf den es vorzugsweise ankomme. Unter den ringenden und strebenden Geistern der Zeit wird er nicht der Einzige gewesen sein, aber er war berufen, der Begründer der vorwiegend protestantischen Macht im deutschen Norden zu werden, darum ist bei ihm dieser Punkt gewiß von Bedeutung.

Auf den Johanniter-Comthur machte die Rede des Churfürsten einen tiefen Eindruck; er hat sie sein Lebenlang nicht vergessen und seine Gedanken haben ihn immer wieder auf diese Lehre zurückgeführt.

Friedrich verabschiedete den Geistlichen freundlich, dann winkte er Werner zu sich heran und sprach: „Mein lieber, getreuer Werner, ich habe Dich rufen lassen, um Dir eine wichtige, geheime Sache mitzutheilen und um Dir einen Auftrag zu ertheilen, dessen Ausführung Dir gar schwer fallen wird, gerade um der Liebe und Treue willen, welche Du für

mich im Herzen trägst. Siehe, mein Getreuer, ich bin alt und schwach geworden, die Gebrechlichkeit meines Leibes hat in letzter Zeit so zugenommrn, daß ich den Tod mit starken Schritten mir nahen sehe. Ich habe bis jetzt meiner Fürstenpflicht getreu für dieses edle Land Mark Brandenburg gelebt, ich habe es geführt mit starker Hand auf der Bahn, die es zu Ruhm und Ehre, zu Macht und Herrlichkeit führen muß, aber meine Hand ist schwach geworden, sie vermag nicht mehr, die Zügel der Regierung kräftig zu fassen und mein Land muß nun seinem alten Fürsten die Ruhe gönnen, die er sich, wie er ohne Unbescheidenheit wohl sagen darf, redlich verdient hat. Darum bin ich entschlossen, den schwer lastenden Churhut Brandenburgs von meinem grauen Haupte zu nehmen und mich in meine fränkische Heimath, auf meine Plassenburg zurückzuziehen. Nein, laß mich reden, mein lieber Getreuer, ich weiß ja alles schon, was Du sagen willst, aber habe auch Du Mitleiden mit Deinem alten Herrn und gönne ihm die Spanne Lebenszeit, die er noch haben mag, zu einer stillen Vorbereitung für die Ewigkeit. Ich habe darum an meinen lieben Bruder Markgraf Albrechten herzlich geschrieben, ihm meine

Schwachheit vorgestellt und ihn gebeten, sich des Churhutes anzunehmen und mir für die gesammten Churlande das Fürstenthum oberhalb des Gebirges zu lassen —"

„Oh Herr, mein theurer, großer Fürst, was habt Ihr gethan?" rief Werner im tiefsten Schmerze, „verzeiht, mein Churfürst, verzeiht diesem Schmerze, aber das ist Eurer nicht würdig, das ist ein Abfall von den großen Plänen, die Ihr hier verfolgt, in die Ihr mich eingeweiht habt! wollt Euch doch erinnern, welche große Zukunft Euer hochfürstliches Haus mit diesen Landen verknüpft, erinnert Euch, mein theurer Fürst, daß unser liebes Land Mark Brandenburg einen starken Herrn freilich braucht, eben so nöthig aber auch einen Herrn, welcher ein Herz hat für das Volk hier; die Kraft und die Stärke macht es bei uns Brandenburgern nicht allein, es muß die Liebe dabei sein; das wißt Ihr besser als ich und nun wollt Ihr doch den Churhut und diese Lande, die stark geworden sind und so mächtig gewachsen in Eurer Liebe an Herrn Albrecht geben, der ein großer, ein hochberühmter Fürst ist, ein deutscher Achilles, Achilles und Ulysses in einer Person, der aber, wie Euch wohl bewußt ist, kein Fünklein

Liebe zu den brandenburgischen Marken hat, kein Herz hat für unser Volk!"

„Ich wußte Deine Rede im Voraus ganz genau, treuer Mann!" sprach der Churfürst ernst, „mir ist der Entschluß wahrlich nicht leicht geworden und ich bin eifrig mit meinem Gott zu Rathe gegangen, bevor ich mich entschlossen, das wirst Du mir glauben, aber es muß sein. Es ist wohl an dem, mein lieber Sohn Werner, daß der Markgraf Albrecht, mein edler Bruder, keine Liebe hegt für mein Land Brandenburg, für meine Brandenburger; ich weiß es wohl, sie sind ihm nicht vornehm und anmuthig genug, er liebt ein prächtig Ritterwesen und hohe Herrlichkeit und will nicht glauben, daß dieses schlichte Land, dieses rauhe Volk die Verheißung der Zukunft hat, das hat er heut recht klar gezeigt, denn er hat mir geschrieben, daß er nicht eingehen wollte auf solchen Tausch, das winzige Fürstenthum ob des Gebirges, ein kleiner Theil des Burggrafthums Nürnberg, er hält es werther und höher, denn all diese weiten Lande mit ihrer gewaltigen Zukunft. Nun, Werner, lieber Getreuer, siehe, ich habe meine Hoffnung nicht auf Markgraf Albrechten gesetzt, sondern auf Markgrafen Johannsen, seinen ältesten

Sohn. Der ist bei mir gewesen von seinen zarten Jahren an, der hat eine rechte, vollkommene Liebe zu Churmark Brandenburg, der hat für unser Land, beinahe ein Knabe noch, gefochten wie ein Held; ich kenne ihn, Werner, und Du kennst ihn auch, der hat die starke Hand und die Liebe auch dazu, die ein Churfürst von Brandenburg braucht; Markgraf Johann wird ein weiser Fürst werden, er hat große Gaben und ihm kann ich getrost diese große Erbschaft meines Hauses anvertrauen. Er wird Statthalter in den Churlanden sein und sie regieren in seines Vaters Namen!"

Der Comthur erwiederte nichts, als Friedrich schwieg, denn er kannte die Unbeugsamkeit seines Churfürsten im Beharren auf einmal gefaßten Entschlüssen, er hatte sich vorher auch nur durch seinen aufrichtigen Schmerz zur Einrede fortreißen lassen; sonst hatte er schon längst die Bedeutung des Markgrafen Johann erkannt.

„Bist Du nicht meiner Ansicht?" fragte der Churfürst.

„Markgraf Johann ist der Fürst für Brandenburg," entgegnete Werner ernst, „er wird unser Fürst sein, wie Ihr es gewesen, mein theurer Herr, aber

Markgraf Albrecht wird dem jungen Statthalter die Hände binden, er wird die Kraft des Landes an sich ziehen, er wird auch die Armuth der Marken zu seinen großen Plänen verwenden."

„Das wird so sein, Werner," sprach der Churfürst mild, „Gott fügt es so, aber Brandenburg wird auf seinen Bahnen noch größere, weit größere Schwierigkeiten zu überwinden haben, und vergiß nicht, Du starrköpfiger brandenburgischer Junker, daß Markgraf Albrecht anno 1414 auf dem Schloß zu Tangermünde geboren ist, während Markgraf Johann 1455 das Licht der Welt erblickt hat, dem Vater gehört nur eine Spanne, dem Sohne und den Marken die ganze Zukunft!"

„Markgraf Johann muß unser Trost sein!" sagte Werner schwermüthig.

„Und es ist ein junger, frischer und starker Trost," fuhr der Churfürst eifrig fort, „ich bin ein armer, alter Mann, ich vermag nichts mehr!"

Der Comthur schüttelte den Kopf.

„Lieber getreuer Sohn Werner," nahm Friedrich nach einiger Ueberlegung das Wort wieder, „Du mußt nach Franken reiten zu meinem Bruder, Du mußt es durchsetzen, daß er mir die Last des Regi=

ments abnimmt; Du bist Einer von den brandenburgischen Rittern, auf welche er große Stücke hält, Du hast mit ihm turnieret, er achtet Dich hoch, darum habe ich Dich zu dieser Sendung ersehen, Du wirst gehen!"

„Wahrlich, mein theurer Herr und mein großer Fürst," rief Werner, „ich werde nun erst nicht anfangen, Euch meine geringen Dienste zu weigern, ja, ich will hinreiten, Herr, und Euch bei Lebzeiten Eure Grabstätte rüsten!"

Ein bitterer Schmerz klang aus den Worten Werners, gerührt sah ihn der greise Fürst an; Friedrich lächelte, er lächelte dem Grabe zu, denn der mächtige Eisenzahn war zum Tode müde.

„Reite Du hinauf," begann der Churfürst wieder, „zu Markgraf Albrechten und sage meinem lieben Bruder, denn Briefe gebe ich Dir nicht mit, er möge doch nicht glauben, daß ich andern Reichthum, Ehre, Macht und Gewalt, Land und Leute suche; das wäre mir in jener Welt leid; es wolle mir aber nicht räthlich dünken, daß ich alle meine Arbeit in diesen märkischen Landen und den ganzen Seestrand, den ich gewonnen, mit mir zu Grunde gehen lassen sollte; ich wolle dieses Land für unser Haus

aufrecht erhalten und er müsse dazu seine brüderliche Hand reichen, um der Glorie und Zukunft des Hauses willen. Sage ihm auch, Werner, daß ich auch kein Aequivalent verlange, daß er das Fürstenthum ob dem Gebirge sich nicht zu entschlagen brauche darum, er solle mir nur ein fürstlich Deputat auf die Plassenburg reichen lassen und ich bedürfe nicht viel mehr zum Sterben!"

„Ich werde mein Bestes thun, mein Churfürst und theurer Herr!" erwiederte Werner.

„Das wirst Du, ich kenne Dich," sagte Friedrich freundlich, „und wenn Du aus Franken heimkehrst mit der Zustimmung meines Bruders, dann will ich vor meinem Scheiden aus den Marken für Dich sorgen, wie es Deine langen und treuen Dienste, die Du mir erst als „Heimlicher" und dann als mein Rath geleistet, verdienen, ich will Dich zum churfürstlichen Hauptmann in die Veste Spandow einsetzen!"

Der Comthur küßte des Churfürsten Hand, Friedrich aber fuhr fort: „dort auf der Fensterbank, mein Sohn, liegen drei Bündel mit Schriften, das Eine hast Du mir vor Jahren vom Bischofe von Brandenburg gebracht und mir auf meinen Wunsch in Ver-

wahrung gegeben; die beiden andern Bündelein gehören dazu, es sind lauter Schriften, so sich auf Deine Geburt, Dein adeliges Herkommen und Deines Geschlechtes Angelegenheiten beziehen. Es sind seltsame Stücke dabei, wenn Du sie liesest, wirst Du abwechselnd Schmerz und Freude empfinden; auch sollst Du sie nützen, um das wieder an Dich zu bringen, was noch von dem Besitz Deiner Familie zu retten. Gott hat Dich wunderlich geführt, mein Sohn! auch wirst Du billigen, so hoffe ich, daß ich Dir vor Jahren nicht Einsicht in die Schriften gewährt habe, heute lasse ich sie Dir getrost, denn Du bist ein rechter, ein christlicher Rittersmann geworden und weißt, was einem solchen ziemt. Nun lebe wohl, mein Sohn, ich muß schlummern, denn meine Schwachheit wird wieder mächtig, um die vierte Stunde erwarte ich Dich, daß wir über die letzten Zahlungen an den deutschen Orden für das Land über der Oder, die neue Mark, reden!"

Werner verabschiedete sich und kam hinaus; wohl hatte er die drei Schriftbündel mit sich genommen, wie ihn sein Churfürst geheißen, aber er hielt sie achtlos in der Hand, was kümmerten ihn in diesem Augenblicke Nachrichten über sein Geschlecht? was

machte er sich aus der Lösung der Räthsel, welche seine Geburt und Jugend mit tiefem Dunkel umgaben? wie heiß hatte er sich einst nach diesem Augenblicke gesehnt? wie gewaltsam hatte er sich noch bezähmen müssen, als er dem Churfürsten einst das Schriftbündel von Brandenburg brachte? und nun er's in seinen Händen hielt, da dachte er kaum an die Bedeutung dieser Schriften und keine Regung in seiner Seele erinnerte ihn an die Rache, deren Flammen einst so gewaltig in ihm gebrannt. Er hatte nur einen Gedanken, Churfürst und Vaterland! Der Fürst aber wollte sich trennen von dem Lande, der große Fürst, welcher das Land so hochgeehrt und mächtig gemacht hatte! Es war dem churfürstlichen Rath so traurig zu Sinne, als ob sein lieber Fürst, der große Held und weise Regent, schon gestorben sei und er habe den Auftrag, Alles zu beschicken, was zu solcher Leichenfeier nothwendig.

Und es war ja auch wenig anders.

„Wir begraben den gewaltigen Eisenzahn,“ dachte Werner, „er hat genug gethan, es ist wahr, man darf ihm die Ruhe nicht mißgönnen; aber wir, die wir noch nicht genug gethan haben, wir dürfen uns nicht mit ihm begraben lassen, wir müssen weiter

arbeiten in seinem Geiste, Alles für Brandenburg! Ach! mein lieber theurer Churfürst, es werden schwere Zeiten kommen für Brandenburg, aber Du wirst sie nicht sehen, Du wirst bald aus Deinem Herrschergrabe auf der Plassenburg in die Fürstengruft zu Heilsbronn wandern, denn ein Mann, der seit fünfzig Jahren so gewaltig zu schaffen und zu wirken gewohnt war, den tödtet die Ruhe schneller als Gift. Vorwärts dann, Alles für Brandenburg! Markgraf Albrecht wird durch sein großes Ansehen im Reiche diese Lande wenigstens bei äußerlichem Flore erhalten, für uns aber und für die Zukunft haben wir Markgraf Johannsen!“

So versuchte sich Werner selbst zu trösten, es ging aber so leicht nicht, denn mitten in seiner Rede schlug er die Hand vor das Gesicht und rief: „oh mein theurer Herr und Fürst, warum thust Du mir so wehe?“

Der Gedanke, daß sich der Eisenzahn der Regierung der Churlande bei Lebzeiten entäußern wolle, und namentlich, daß er selbst dazu mitwirken solle, hatte für Werner, der seit Jahren anfänglich ein unbewußter, dann aber ein sehr bewußter Mitarbeiter an Friedrich's Plänen für Brandenburgs

Glück und Macht gewesen, etwas so tief Schmerzliches, daß ihm die Unterbrechung eine Erleichterung dünkte.

Es trat nämlich des churfürstlichen Rathes Leibdiener ein und meldete, mit dem ihm eigenen breiten Grinsen, es sei Einer draußen, der mit seinem gestrengen und hochwürdigen Ritter reden wolle, derselbige nenne sich Ehlert Voigt von Lahntop.

„Laß den Mann eintreten, Gustike!" befahl Werner und fuhr sich mit der Hand über die Stirne, denn er mußte sich wirklich einen Augenblick besinnen auf den Voigt von Lahntop, aber er hatte den Namen schon wieder in seinem Gedächtniß, als der stattliche Waidmann, in derselben Tracht, in welcher wir ihn einst in Werners Jugend zu Lahntop sahen, eintrat.

„Gott zum Gruß, wackerer Voigt von Lahntop!" trat er grüßend vor und streckte dem Voigt die Hand entgegen, es entging ihm nicht, daß sich in dem bärtigen Antlitz des Mannes ein Ausdruck von Ueberraschung und Mißvergnügen zeigte und daß derselbe mit einer Art von Verdruß erwiederte: „Grüß Euch Gott, hochwürdiger Herr Comthur!"

„Was habt Ihr, Voigt?“ fragte Werner rasch, „habe ich Euch gekränkt?“

„Nun allerdings, dachte doch, daß Ihr mich mit einem andern Namen begrüßen würdet,“ erwiederte der Voigt aufrichtig, „meine, die Schriften, welche ich an Euch gelangen ließ, doch freilich — verzeiht, da liegt das Bündel noch mit meines seligen Vaters Siegel verschlossen!“

Er deutete auf eines der Schriftbündel, welche Werner zuvor mit aus dem Closet des Churfürsten gebracht und auf den Tisch gelegt hatte.

„Seine churfürstliche Würde hat mir diese Schriften soeben erst gegeben, lieber Voigt,“ erklärte Werner, „sie sind noch keine Viertelstunde in meiner Hand!“

„Ja, dann begreif ich's wohl,“ rief der Voigt, „aber nichts für ungut, es sind fast sieben Jahre, daß mein seliger Vater todt und gleich nach seinem Hinscheiden habe ich das Bündel dem gnädigen Herrn Churfürsten für Euch übergeben!“

„Und es sind neun Jahre und darüber verflossen, lieber Voigt, daß ich nicht zu Köln an der Spree und Brandenburg gewesen,“ erwiederte Werner, „mein gnädiger Herr Churfürst ist wohl entschuldigt, er konnte mir die Schriften nicht gut nach Rhodos

oder gar auf die Galeere senden, wo ich als ein Sclave der Ungläubigen, als Ruderknecht angeschmiedet war!"

Ehlert Voigt starrte den Ritter an, dann sprach er langsam: „nun begreif ich's, daß Ihr nicht nach Lahntop und Poley habt kommen können, wie Eure Pflicht gewesen, um der armen Leute willen, die so lange unter der eisernen Hand des Junkers von Poley schmachten; verzeiht, Hochwürdiger, ich hab' Euch in Gedanken und Worten viel Unrecht gethan!"

Werner legte die Hand auf des Voigts Schulter und sprach: „Euer seliger Vater, Voigt, dessen Tod ich in der Ferne durch meinen alten Witter erfuhr, hat mir freilich gesagt, ich solle Lahntop stets als ein offenes und befreundetes Haus betrachten; ich habe um Euren Vater als einen treuen Mann und freien Beschützer meiner armseligen Jugend getrauert, aber sagt mir doch, was Ihr für einen Gruß von mir erwartet habt?"

„Ihr werdet die Schriften lesen!" entgegnete Ehlert Voigt in ächt märkischer Weise ausweichend.

„Ich bitte Euch, sprecht," fuhr Werner dringend fort, „setzt Euch nur zu mir und trinkt aus diesem

Krug, den mir der Hochmeister des deutschen Ordens in Marienburg verehrt hat!"

„Erinnert Ihr Euch noch meines Weibes?" fragte der Voigt, nachdem er sich gesetzt und getrunken.

„Frau Lieske," rief Werner, bewegt, „oh, das ist eine lichte Erscheinung aus frühern Tagen, sagt mir, lieber Voigt, ist Frau Lieske noch immer so schmuck und schön wie ehedem!"

„Nun," entgegnete der Mann sichtlich geschmeichelt, „das gute Weib ist nicht mehr ganz so jung, wie es gewesen, aber schmuck und stattlich ist's noch immer, gestrenger Herr, die wird sich freuen, wenn ich ihr erzähle, daß Ihr an sie also freundlich gedacht habt!"

„Bringt ihr meinen Gruß, Voigt, ja," sagte Werner rasch, „ich muß in diesen Tagen für unsern Herrn Churfürsten einen Ritt in's Frankenland thun, wenn ich aber heim komme, dann soll's nicht lange dauern, daß ich die Gastfreundschaft von Haus Lahntop in Anspruch nehme; doch Ihr wolltet mir sagen —"

„Ich bin schon dabei, Herr," bemerkte Ehlert Voigt mit einem freundlichen Lächeln, „wenn Ihr die Geschicht da gelesen hättet, so würdet Ihr wissen, daß Eure Mutter und meines Weibes Mutter, Gott

schenke beiden die himmlische Seligkeit! zwei Schestern gewesen sind, und daß Ihr auf Erden keine Blutsverwandtschaft habt außer meinem Weibe und mein Weib keine außer Euch, Herr!"

„Nun dann," rief Werner, „dann heiße ich Euch noch ein Mal willkommen, Voigt, als meinen lieben Vetter!"

Die Männer reichten sich die Hand und blickten sich ernst in's Gesicht.

„Das war's," sagte der Voigt, „ich dachte, Ihr würdet mich als Euern Verwandten begrüßen, Vetter, ich wußte ja nicht, daß Ihr so lange nicht heimgekommen! Einen andern Verwandten aber habt Ihr doch noch, mein Weib auch, aber die Verwandtschaft mit dem Schurken ist glücklicher Weise so weit wie von Köln an der Spree nach Jerusalem!"

„Wen meint Ihr, lieber Vetter?" fragte der Johanniter gespannt.

„Den Junker von Poley!" versetzte der Voigt mit finsterm Angesicht.

„Paridam Torban von Poley muß sehr alt sein!" meinte Werner.

„Je älter, desto boshaftiger," versetzte der Voigt zornig, „er ist in die achtzig, der hinkende Teufel!"

Und er wirthschaftet in alter Weise?" forschte der Ritter.

„Schlimmer denn je," lautete die Antwort, „jedes Jahr schlimmer, jeden Tag ärger!

„Und hat ihm denn Keiner beikommen können?"

„Ich verstehe wohl, was Ihr meint, Vetter," rief der Voigt, „aber der selige Vater hatte mir befohlen, nichts ohne Euch zu thun und ich habe immer auf Euer Kommen gewartet!"

„Und hat der Landeshauptmann keine Augen?"

„Der vorige Landeshauptmann," meinte der Voigt achselzuckend, „war sein guter Freund und Saufcumpan und der Jetzige, nun, er hat wohl ein scharf Auge auf den Junker, aber der läßt sich so leicht nicht erwischen; er treibts jetzt toller denn je, aber das Elendsnest nennen die Leute weit und breit Poley und es ist Euer Erbe, Vetter!"

„Ich will die Schriften heute noch durchlesen," antwortete Werner nach einigem Besinnen, „unser Herr Churfürst muß die Wirthschaft in Poley doch nicht so gekannt haben, ich aber werde meine Pflicht thun, Vetter, da nehmt meine Hand darauf!"

„Der Schurke hat eine entsetzliche Angst vor Euch," erklärte der Voigt, „ich habe manches aus

dem Hause Poley erfahren; bis vor etlichen Jahren war der Junker immer gut unterrichtet über Euren Aufenthalt, seit meines lieben Alten Tode aber, als seine Wuth immer größer wurde, hat er nichts mehr von Euch erfahren und hat Euch für todt gehalten. Er weiß auch jetzt nicht, daß Ihr heimgekommen!"

„Das Gericht wird über ihn sein, ehe noch viele Tage in's Land gehen!"

„Gott gebe seinen Segen dazu und ich bin Euer Helfer, Vetter!" sprach der Voigt gewichtig.

„Ich komme zu Euch nach Lahntop, Vetter!" sagte Werner, „zu Euch und zu meiner lieben Base Frau Lieske, wir üben das Strafwerk gemeinsam!"

„So soll's sein!" rief der Voigt, dann setzte er hinzu, „ich habe auch meinen jüngsten Knaben mit mir gebracht, Vetter, wir haben ihn Werner genannt; mein Weib wollte es also, weil er geboren wurde etliche Monate, nachdem Ihr Poley verlassen und sie damals schon in Euch den Blutsverwandten erkannt hatte. Der Knabe ist stark von Brust und Gliedmaßen und will durchaus ein Kriegsmann werden, da ist es nun ihr Wunsch, ich sage meines lieben Weibes Wunsch und da meine ich's auch,

Vetter, Ihr möchtet den Knaben in Eure Dienste nehmen und einen rechtschaffenen Krigsmann aus ihm erziehen, wenn's Euch also genehm wäre, Vetter!"

„Bringt mir Euren Knaben, Vetter," entgegnete Werner ruhig und freundlich, „was an mir ist und mit Gottes Hülfe will ich einen rechtschaffenen Kriegsmann aus ihm erziehen; ich danke Gott, daß er mir die Gelegenheit gibt, also meinen Dank abzutragen in einem Theil für die ritterliche Erziehung, so mir durch den Herrn Churfürsten geworden!"

„Das alte Weib hat doch recht gehabt," rief der Voigt freudig, „sie hat's vorausgesagt, daß Ihr den Knaben nehmen würdet!"

„Ihr habt nicht das gute Zutrauen zu mir gehabt?" scherzte Werner.

„Sie hat Euch besser gekannt als ich, Vetter," meinte der Voigt, „und das ist auch in der Ordnung, da sie Euch verwandt ist!"

„Es kann sein, Vetter," sprach Werner überlegend, „daß ich schon morgen meinen Ritterzug gen Franken antreten muß und wenn's Euch recht ist, so nehme ich den Knaben gleich mit mir an den Hof des Markgrafen Albrecht, der nicht ohne trif-

tigen Grund der neuen Achilles zubenannt wird, da ist die rechte, hohe Schule für junge Kriegsleute. Bringt mir den Knaben Werner heut gegen Abend auf's Schloß; sollte ich noch bei dem Herrn Churfürsten sein, so wird der Gustike, mein Leibdiener, oder der Gualtier, mein welscher Knappe, Euch dieses Gemach öffnen und eine Kanne mit gutem Weine hersetzen, mit welcher Ihr dann Euch unterhalten mögt, bis ich zurückkehre, Vetter!"

So schieden denn die beiden Männer von einander, als sich Werner aber allein sah, da entsiegelte er rasch die Schriftenbündel, denn des wackern Voigt's von Lahntop Besuch hatte seine ganze Jugend wach gerufen in ihm und eine Menge von Gedanken aufgeweckt in seiner Seele, die darin so lange geschlummert, daß er kaum noch etwas von ihnen gewußt.

Je weiter Werner in den Schriften kam, desto finsterer wurde sein ernstes Antlitz, seine Augen funkelten und dräuend zog sich die Stirne zusammen, einzelne Ausrufe wilden Zornes und tiefen Schmerzes entrangen sich während des Lesens seiner Brust. Aber schon während er las, hatte der tapfere Ritter seine Entschlüsse gefaßt, er band die Schriften zu-

sammen und stand ruhig auf, sein Antlitz war nicht mehr zornig bewegt, aber es war kalt und streng.

Wir aber wollen die Geschichte erzählen, welche in den Schriften enthalten und durch dieselben belegt war.

Drittes Capitel.

Boldewyn's Geschichte.

Alles Land, was zu Churbrandenburg gehört, ist Schwertland, es ist mit dem Schwert für das Christenthum und Deutschland errungen vom Heidenthum und Wendland und weil es Schwertland war, drum mußte es mit dem Schwerte seine Marken immer weiter rücken gen Osten, immer weiter in's Wendland hinein. Zu Anfang war die Nordmark an der Elbe, auf ihr war die Würde und der Titel des Markgrafenthums begründet, die Havellande wurden dazu gewonnen und man hieß die Nordmark die alte, die Havellande aber mit der Stadt Brandenburg, die neue Mark; auf die Stadt Brandenburg und die Havellande aber wurde begründet das Erzfürstenthum Brandenburg, als eine Entschädigung für das Herzogthum Sachsen, so Albrecht

der Bär gewonnen hatte und wieder aufgeben mußte; das Erzfürstenthum Brandenburg aber machte der Kaiser zu des Reiches Kammer und verlieh dem Chur- und Erzfürsten von Brandenburg des Reichs Erzkämmerer-Würde, so bis dahin bei dem Herzogthum Schwaben gewesen. Das Schwert ging aber immer weiter nach allen Seiten, da wurde die Priegnitz zur Vormark, da wurden die Lande an der Ucker zur Uckermark, immer Mark, Grenzland, Schwertland. Und das Schwert ging bis zur Oder, da ward, wie vordem die Nordmark zur Altmark geworden, nunmehr die Neumark zur Mittelmark und das Land bis zur Oder hieß man Neumark. Aber auch dabei blieb's nicht, auch das Land über der Oder ward genommen und nun lag die Neumark an beiden Ufern des Oderstrom's, aber Mark war Alles, Grenzland und Schwertland.

Erobert Land gehört dem Eroberer, dem Schwertfürsten, dem Markgrafen, und die Schwertfürsten theilten das eroberte Land aus unter die edlen Männer und tapfern Kriegsritter, welche unter ihrem Banner das Wenden- und Heidenthum vernichtet, das war der Adel der Marken, eine Grenzritterschaft, Adel vom Schwert. So ist die kriegslustige Va-

sallenschaft der Fürsten vom Schwert etwas viel anderes als der Adel im Reich. Die Slaven aber, die nicht flüchtig wurden vor Kreuz und Schwert, sie beugten sich unter die Gewalt der Eroberer, sie wurden Sclaven, doch nicht eigentlich Leibeigene, sie waren in einer zur Scholle Gehörigkeit gebunden, doch wurden sie nicht hart gedrückt und ihre Dienste und Gaben waren mäßig. In breiten Strömen aber floß hinter den Erobern her niederdeutsche, vorab Blämingische Einwanderung, sie war es vorzüglich, welche die Städte im Lande gründete und besetzte. Was die Grenzritterschaft mit dem deutschen Schwert gewann, das machte der deutsche Fleiß der Nachwandernden zum deutschen Land. So ist Churmark Brandenburg geworden.

Die durch das Schwert und die Massenflucht dünn gewordene slavische Bevölkerung saß zwischen der deutschen unter sehr verschiedenen Verhältnissen; in den Städten bildete sich auf den sogenannten Kietzen meist eine eigene wendische Gemeinde, welche von Fischfang lebte und erst sehr späte sich in das deutsche Gemeindewesen einfügte; auf dem platten Lande bildete sie einen Theil Mundschaft des erobernden Adels, stand aber noch lange Zeit unter sich in

mehr oder mindern lockern Verbänden, mag auch in den ersten Zeiten noch einen Zusammenhang mit den noch nicht besiegten Fürsten slavischen Stammes gehabt haben. Der Entdeckung eines solchen Zusammenhanges folgte begreiflicher Weise strenge Strafe von seiten der deutschen Erober und ein wachsames Mißtrauen war noch lange eine Nothwendigkeit. Dadurch wurde die Lage der einzelnen slavischen Familien an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten vielfach modificirt. Es gab Gegenden, wo die wendische Bevölkerung sich in ihrer Lage kaum von niederdeutschen Einwandrern unterschied und da folgte denn sehr bald auch eine Vermischung mit den Deutschen, d. h. das stärkere deutsche Element sog das schwächere slavische auf. In andern Gegenden freilich lagen die Wenden in wirklicher Knechtschaft, die anfänglich geboten, sich später vererbte; in noch andern Gegenden endlich saßen die Wenden so dicht, daß die einzelnen deutschen Einwandrer, die sich unter ihnen niederließen, das slavische Element nicht zu bewältigen vermochten. Da blieb denn bis in die neueste Zeit hinein mancherlei Slavisches aufrecht und lebendig.

Diese slavischen Punkte waren über alle Lande

Brandenburgs verstreut; sie gaben aber den Erobern nicht Anlaß zu Befürchtungen; wo das der Fall war, erfolgte sofort eine Auflösung mit blutiger Gewalt; es waren jene kleinen slavischen Ansiedelungen eben nur dann möglich, wenn sie sich vollkommen ruhig hielten und gewissenhaft das leisteten, was der deutsche Kriegsmann, unter dessen Schwert sie gehörten, mit dem Rechte des Eroberers von ihnen heischen durfte.

Im Allgemeinen darf man annehmen, daß die wendischen Fürsten und Häuptlinge, der slavische Adel, so weit er nicht gefallen im Kampfe, die Flucht in weiter ostwärts gelegene Wendlande der Knechtschaft der Deutschen vorzog, doch sind einzelne auch im Lande geblieben und haben, obgleich den deutschen Herren gegenüber ganz in gleichem Verhältniß mit allen andern Slaven, doch einen Theil ihres Ansehens und ihres Einflusses bei ihren Stammesgenossen behauptet; noch bis in neuere Zeiten hinein wurden von der wendischen Bevölkerung Einzelne als Abkömmlinge ihrer alten Fürsten und Könige verehrt; ja, es knüpften sich an solche, erweislich noch zu Zeiten des großen Churfürsten, Hoffnungen auf die Wiederaufrichtung eines wendischen Reiches,

Hoffnungen, die freilich auf einer mehr als kindlichen Anschauung der politischen Verhältnisse beruheten und sich in einer beinahe lächerlichen Harmlosigkeit neben die treueste Ergebenheit für das regierende Fürstenhaus stellten.

In einzelnen und sehr seltenen Fällen, es ist kaum bei einer Familie wirklich nachweisbar, mögen auch wendische Häuptlinge durch frühere Annahme des Christenthums und festen Anschluß an die Eroberer, sich ihre höhere Stellung gerettet haben; solche Familien verschmolzen aber begreiflich sehr rasch mit deutschen Geschlechtern, welche den brandenburgischen Schwertadel bildeten.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß hauptsächlich da, wo wendische Häuptlinge friedlich sitzen blieben und gehorsam den deutschen Herren sich zeigten, auch die wendische Bevölkerung dichter und unvermischter sich hielt, auch jedenfalls ein erträglicheres Loos hatte, als an andern Orten. Gewiß wurden dann jene Wendenhäuptlinge und ihre nächsten Nachkommen, waren sie auch vor dem Gesetz des Eroberers gleich allen Andern, in vielen Fällen von den Herren milder und mit mehrerer Rücksicht behandelt. Da mögen denn auch die Fälle nicht

selten gewesen sein, daß ein deutscher Ritter eine wendische Häuptlingstochter, eine Erbtochter, zum Weibe nahm und so die wendische Bevölkerung für sich gewann, die nun in ihm nicht nur den Eroberer, sondern den legitimen Erbherrn verehrte, seinem Besitz einen festen Halt gab und unter seinem Schutze friedlich lebte. Auf diese Weise gelangten gewiß manche Wenden aus der Unfreiheit.

Einzelne der deutschen Familien, die ihr Blut also mit dem Blut wendischer Häuptlinge gemischt, legten sogar ein gewisses Gewicht auf diesen Umstand, während ihn Andere zu verbergen suchten; so hatte sich der tapfere Ritter Thedo von Friesach, oder Brysach, dessen Geschlecht in der schwäbischen Alp heimisch, aber schon mit Albrecht dem Bären in die Marken gekommen war und über dem Rhyn im Ländchen Bellin mit der Burg Friesach angesessen war, mit der Erbtochter des letzten Häuptlings der Wenden in jener Gegend, dessen Väter nicht geflohen waren, vermählt und durch diese Heirath eine gewisse Machtstellung erlangt. Seine Nachkommen nannten sich die Söhne der Todten von Brysach, weil ihre Mutter als unfrei todt gewesen und erst durch ihre Vermählung lebendig geworden.

Die von Brysach mußten durch diese Wendin bedeutende Vortheile erlangt haben, denn sonst hätten sie schwerlich sich nach ihr die Todten genannt; und in der That sehen wir das ganze Mittelalter hindurch in den Urkunden die von Friesach eine hervorragende Stellung einnehmen, ja einen Herrenstand ansprechen, dessen Anerkennung zwar sehr zweifelhaft ist, dessen Anspruch aber doch sicherlich nicht ganz ohne eine gewisse Berechtigung war.

Wahrscheinlich war die Gemahlin des Ritters Thedo die Letzte vom Stamme der wendischen Fürsten im Ländchen Bellin und die Söhne der Todten gründeten auf deren Erbrecht ihren Anspruch auf eine bevorzugte Stellung, freilich mit Unrecht, denn das wendische Recht war hin und vor dem deutschen galt es nichts, aber immerhin mag der Anspruch, von dem persönlichen Ansehen und der Macht der Ansprechenden unterstützt, nicht immer ganz und gar abgewiesen worden sein.

Aus dem wendischen Geschlecht nun, dem die Stammmutter der Todten von Friesach entsprossen, war Hernal Kriewen's Sohn hervorgegangen, ein streitbarer Mann, welcher mit Wedigo Todt von

Brysach, einem jungen Sohne des Herrn auf Friesach, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ins Land über der Oder gezogen war und ihm dort geholfen hatte, ein neues Besitzthum erkämpfen. Beide, Wedigo Todt von Friesach und Hernal Kriewen's Sohn, wurden durch ihre Tapferkeit und Kriegserfahrung berühmt und endlich dem großen Markgrafen Waldemar so lieb, daß sie ihn begleiteten auf allen seinen Kriegszügen. Erst als Waldemar der Große, noch nicht dreißig Jahre alt, abtrat von dem Schauplatz seiner Thaten, nahm der Ritter Wedigo Todt von Friesach seinen Wohnsitz auf dem wildreichen Anwesen im Lande über der Oder, das er sich erobert und vom Markgrafen zu Lehen genommen; Hernal Kriewen's Sohn, blieb bei seinem Ritter und Waffengefährten und legte in dessen Dorfe eine Schmiede an, denn schon seine Väter vor ihm waren Hufschmiede im Lande Bellin gewesen seit undenklichen Zeiten. Beide Männer freiten erst im höhern Lebensalter und hatten zahlreiche Nachkommenschaft, doch war Jedem nur ein Sohn beschieden. Vater Wedigo ließ seinen Sohn Thedo mit Hernal's Sohn Boldewyn zusammen erziehen und die Alten freuten sich, daß ihre Söhne

einst eben so fest zusammen durch's Leben gehen würden, wie es die Väter gethan.

Ueber seine Kindheit aber hat Boldewyn dem Bruder Agapet, Franziskanerordens, das nachstehende aufzuzeichnen gebeten; „Wir waren noch Knaben im zarten Alter, Thedo Todt von Friesach, mein geliebtester Herr und Freund, und ich Boldewyn der Schmied, Hernal's Sohn, als der gestrenge Ritter und Hofmeister Herr Wedigo Todt von Friesach, Thedo's Vater, mit dem Tode abging auf seinem festen Hause Golyn im Lande über der Oder. Als er seinen lieben Herrn begraben, hat mein Vater Hernal der Schmied, sich auch gelegt, wegen großer Leibesschwäche und ist nicht wieder zu seinen Kräften gekommen, doch hat er noch an zwei Jahre unbehülflich auf seinem Lager gelegen. Thedo von Friesach aber ist immer mit mir gewesen, weil das der selige Herr gewollt, und Frau Mechthild, Thedo's Schwester, so die kinderlose Wittwe eines von Burgstorff gewesen, hat der Wirthschaft in der Burg vorgestanden. Thedo und ich saßen viele Stunden vor dem Bette meines Vaters und obwohl wir gar gern draußen in der Haide umherschweifen mochten, so war uns das doch nicht leid, denn mein Vater

hatte viel gelernt und erlebt auf seinen weiten Kriegszügen, wir hörten und lernten gern von ihm. Da begab es sich, daß die Kunde zu uns kam, es sei ein Mann aufgestanden, welcher sage, er sei Waldemar, Markgraf von Brandenburg, Waldemar der große Fürst, welcher vor neunundzwanzig Jahren gestorben und bei den Cisterziensern in Chorin mit großer Pracht beerdigt worden. Das gab ein großes Geschrei unter den Leuten, sie nannten ihn einen Betrüger und meinten, er sei ein Bauer oder ein Müller, den die askanischen Fürsten, nämlich die Sachsenherzoge zu Wittenberg und die Anhalt'schen Grafen zu Dessau listig abgerichtet hätten, um die bayerischen Herzoge, welche damals die brandenburgischen Lande inne hatten, zu vertreiben und Land und Leute wieder an ihr askanisches Haus zu bringen, dem es allerdings auch rechtmäßig zugehörte. Jener Mann aber versicherte, daß er damals nicht und niemals gestorben sei, sondern sich krank gestellt habe; ein andrer Mann sei an seiner Stelle auf sein Veranstalten begraben worden. Er selbst aber sei unerkannt aus dem Lande gezogen und zum heiligen Grabe gepilgert, habe sich auch unerkannt in fremden Landen aufgehalten, bis er erfahren, daß

man seine Stammesvettern um ihr Erbe gebracht, nun sei er heimgekehrt, um die brandenburgischen Marken bei seinem Hause zu erhalten. Warum er aber die Flucht ergriffen und seine Fürstenthümer verlassen, davon sei die Ursache, wie er sagte, weil er mit seiner Frau, der Markgräfin Agnes, in einem verbotenen Grade verwandt und er nicht anders, wie ihm dünkte, für sein Gewissen, für die Ehre seiner Gemahlin und ihr Heil sorgen könnte, als wenn er sie verließe, damit sie mit Ehren einen andern Mann nehmen möchte. Das hat auch die Markgräfin Agnes gethan, sie heirathete flugs Herzog Otten von Braunschweig, welcher der Freigebige genannt wurde. Mein Vater forschte gewaltig ängstlich nach allen diesen Nachrichten und schüttelte mit dem Kopf, wenn die Leute sagten, der Mann sei ein Betrüger, aber er ließ seine Meinung nicht weiter merken, weil in dem Lande über der Oder die Herren und die Städte es meist mit den bayerischen Herzogen hielten. Dem Waldemar aber fielen zu viele Fürsten und Edle, denn es lebten noch Viele, die den Markgrafen Waldemar einst gekannt und sie sagten, daß er's wäre, ihr alter Herr und Fürst. Es hingen ihm an Herr Otto, Erzbischof von

Magdeburg, die Herzoge zu Sachsen, der Herzog in Stettin, der Herzog vom Sunde, die Grafen von Anhalt, die beiden Städte Magdeburg, Berlin und Köln an der Spree, Stendal und noch viele andere. Der Adel in der Ucker- und in der Mittelmark war meist für ihn. Auch ließ ihn Kaiser Karl als einen Fürsten und seinen lieben Oheim an seiner Seite sitzen und viele große Fürsten versicherten bei ihrer Treue, daß er der ächte, wahre Markgraf Waldemar wäre, während die bayerischen Herzoge und die, welche ihnen anhingen, ihn für einen Betrüger gehalten wissen wollten. Die aber konnten auch nicht anders, denn sie hätten ihm die brandenburgischen Lande herausgeben müssen, wenn sie zugaben, daß er ächt wäre; Waldemar's Erbe und Reichslehen waren die Marken, mit Recht konnte man sie ihm nicht nehmen, wenn er ächt war. Darüber ist ein harter Krieg entbrannt, wie sich aber der Kaiser nachgehends auf die bayerische Seite geschlagen, da haben die askanischen Fürsten wohl nachgeben müssen und die brandenburgischen Marken sind den bayerischen Herzogen verblieben, wiewohl nur auf kurze Zeit. Es ist aber doch das seltsame bei diesem Ereigniß, daß Niemand gewagt,

jenen Mann für seine Betrügerei zu strafen, auch die Fürsten, so ihn unterstützt, hat Niemand zur Verantwortung gezogen, ja, selbst die bayerischen Herzoge haben mit ihm verhandelt als mit einem rechten Fürsten und haben die Städte und märkischen Lande erst einbekommen, nachdem jener Mann sie als ein rechter Markgraf losgesprochen von ihren Eiden. Auch hat jener Mann darnach noch neun Jahre, als ein Fürst geachtet, auf dem Schlosse zu Dessau bei seinen Vettern, den Grafen zu Anhalt, gelebt und ist als ein Fürst vor dem Altar in der Marienkirche zu Dessau beerdigt worden. Wäre jener Mann wirklich ein Betrüger gewesen, so hätte man ihn doch bestrafen müssen, aber Kaiser Karl hielt ihn selbst für ächt, er opferte ihn nur auf, weil er sich der Bayerherzoge nicht zu erwehren vermochte, die ihm zu mächtig waren. Da ist noch heute ein Zwiespalt unter den Leuten; was den Bayern angehangen hat, schilt ihn unächt, die Andern aber halten ihn meist für ächt. Ich aber weiß ganz bestimmt, daß er der ächte, wahre Markgraf Waldemar gewesen, weil mir mein Vater, mir und dem theuren Thedo von Friesach, wenige Tage vor

seinem Tode das Nachfolgende erzählt und bei seiner Treue versichert hat.

Mein Sohn, die Leute sagen, der Markgraf Waldemar sei wiedergekommen, er sei aber nicht der Aechte, sondern ein Betrüger, das bewegt mich sehr, denn alles was ich von dem Manne höre, der sich Markgraf Waldemar nennt, verräth mir, daß es in That und Wahrheit unser alter und ächter Herr und Erbfürst ist. Er kann es sein, denn ich, ich vielleicht ganz allein noch auf Erden kann beschwören, daß Markgraf Waldemar anno 1319 nicht verstorben und daß die Leiche eines andern Mannes bei den Cisterziensern in Chorin begraben liegt. Das ist aber also geschehen: Herr Wedigo Todt von Friesach ist des Markgrafen Waldemar steter Begleiter gewesen und ich habe meinen seligen Freund und Herrn niemals verlassen, also daß auch ich seit anno 1316 nicht von Herrn Waldemar fortgekommen bin bis 1319. Da ist es mir denn so wie meinem seligen Freunde bald klar geworden, daß Markgraf Waldemar trotz seiner großen Fürstenherrlichkeit und trotz des Heldenruhm's, der die Lande erfüllte, ein armer unglückseliger Herr war, unglückselig zumal durch sein Weib, die schöne Markgräfin Frau Agnes,

die nachmals Herzog Otten von Braunschweig fast unanständig schnell gefreit hat und anno 1333 verstorben ist. Gott habe die fürstliche Frau selig! ich möchte ihr nichts Böses nachreden, weiß auch grade nichts Schlechtes von ihr; daß sie aber an ihrem Herrn, dem Markgrafen Waldemar, nicht fein gehandelt, das ist mir sehr wohl bewußt. Markgraf Waldemar liebte die schöne Frau über die Maaßen und ersehnte nichts eifriger als einen Erben für sein Fürstenthum aus ihrem Schooß, das war so eine ängstliche Sache bei ihm geworden, daß er in fast alle Urkunden damals setzen ließ, „wenn es Gott gefiele, uns Erben zu verleihen!“ oder „wenn Gott uns Erben schenken wollte!“ so groß war seine Sehnsucht. Aber die Ehe blieb kinderlos und wir merkten bald, daß der Markgraf in seinem Gewissen schwer beunruhigt war wegen der nahen Verwandtschaft, in welcher er mit seinem Weibe stand; zwischen so nahen Verwandten verbot die Kirche eine Ehe und er glaubte, daß der Schooß seines Weibes verschlossen sei zur Strafe, obgleich er die Dispensation des heiligen Vaters hatte. Das wurde bei ihm immer schlimmer, so daß er der Markgräfin, obgleich er sie so sehr liebte, aus dem Wege ging und sie kaum

anzublicken wagte, bis ihn dann wieder die Leidenschaft in ihre Arme riß. So zwischen Liebe und Scheu schwankend, ward der Markgraf immer seltsamer und wunderlicher und Niemand wagte mit ihm zu reden, denn gerieth er dabei nicht in hellen Zorn, so verfiel er in tiefe Schwermuth und war lange Tage wie König Saul, nur daß zu ihm kein David kam, um ihn mit Saitenspiel zu erquicken. Endlich ist er ruhiger geworden und heiter fast, da hatte er seinen Entschluß fest gefaßt und meinen lieben Wedigo von Friesach und mich hat er durch einen schweren Eid zur Hülfe bei seinem Vorhaben und zu einem unverbrüchlichen Schweigen hernach verpflichtet. Wir haben unsern Eid gehalten, mir aber ist nun durch des Markgrafen Rückkehr das Siegel meines Mundes gelöset. Zu meinem Herrn hatte der Markgraf gesagt, es lasse ihm auf Erden keine Ruhe, denn er habe das geliebte Weib ins Verderben gebracht, er habe Ägnes zu einer Ehe beredet, die sich nun als kinderlos und unselig, als eine schwere Sünde erwiesen. Freilich könne er diese Ehe lösen lassen, aber durch eine Scheidung würde seine Gemahlin zur fernern Ehelosigkeit verurtheilt sein, er aber wolle sie durch die

Ehe und durch Kindersegen beglückt wissen, weil er es gewesen, der sie zur Ehe mit ihm beredet; er wisse auch, daß Agnes ehelos nicht glücklich, nicht auf eine mit ihrem ewigen Heil und ihrer irdischen Ehre verträgliche Weise leben könne. Nur wenn er für die Welt stürbe, sei diese Ehe in einer Weise gelöset, welche seiner Gemahlin die Wiederverheirathung gestatte und ihm dünke ein solches Opfer nicht groß. Vergebens suchte der Herr Wedigo dem Markgrafen abzurathen und wollte ihn auf die Verpflichtung weisen, so er als ein Fürst gegen Land und Leute habe, aber er erkannte bald, daß er sich umsonst mühe gegen die Schwärmerei, welche den großen Fürsten ergriffen; auch erlangte er bald Gewißheit, was er schon seit längerer Zeit gefürchtet, daß der große Verstand des Markgrafen gelitten, daß es Stunden und Tage gab, an welchen der Geist Waldemar's völlig umnachtet erschien. Waldemar der Große von Brandenburg war zeitweise wirklich wahnsinnig, obwohl er das sehr gut verstecken konnte und in den Zwischenräumen ganz hellen Geistes war. Als Herr Wedigo darüber klar, gab er seinen unfruchtbaren Widerstand auf und war seinem unglücklichen Fürsten behülflich, ich aber that gleich ihm.

Wir sind Beide erstaunt gewesen über den Scharfsinn, mit welchem der Markgraf alles anordnete und einrichtete; das zeigt sich bei allen Wahnsinnigen seiner Art, sie übertreffen, wenn es gilt ihre Pläne auszuführen, an Scharfsinn selbst die klügsten Männer. Und an diesem Wahnsinn mit erkenne ich, daß er der ächte und wahre Waldemar ist, welcher jetztund sein Erbe zurückverlangt, denn ich höre, daß ihn die Vettern von Sachsen und Anhalt und der Erzbischof von Magdeburg niemals allein ziehen lassen, so daß die bayerischen Herzoge sagen, sie zögen mit ihm herum, wie die Esel mit ihrem Sack zur Mühle ziehen. Ich weiß wohl, warum sie mit ihm herumziehen, sie dürfen ihn nicht allein lassen, weil er Tageweise wahnsinnig und getrübten Geistes ist. Auch hat mir der von Burgstorff kürzlich erzählt, daß der Markgraf jüngst in der Altmark eine Urkunde ausgestellt mit Vollbort des Erzbischofs von Magdeburg und in Brandenburg auf dem Dome eine zweite mit Vollbort des Grafen Waldemar von Anhalt; wozu brauchte der Markgraf eines Vollbort's, wenn er nicht wahnsinnig wäre? da er aber wahnsinnig ist, so ist in gewissen Orten der alten Mark der Erzbischof von Magdeburg als sein Lehns-

herr auch sein natürlicher Vormund und in Brandenburg ist wieder Graf Waldemar von Anhalt als nächster männlicher Verwandter sein Vormund. Es hat Niemand darum gewußt, daß Waldemar vor seinem vermeintlichen Tode zeitweise wahnsinnig war, denn Herr Wedigo und ich; es wäre doch gar zu wunderbar, wenn ein Betrüger auch darauf käme, sich wahnsinnig anzustellen, zumal da dieser Wahnsinn seiner Sache so großen Schaden und Abbruch thut! Nein, jener Mann ist der ächte und rechte Markgraf Waldemar und sein Wahnsinn würde mich von seiner Aechtheit überzeugen, auch wenn ich's nicht zuvor gewußt, daß er nicht todt und ich ihn nicht an vielen andern Zeichen erkannt hätte. Nun, mein Sohn, ich bin Der gewesen, welcher einen fremden Leichnam statt des Markgrafen in den Sarg gelegt, welcher dem großen Waldemar zur Flucht verholfen, in der Kleidung eines Begghardon. Du aber, wenn Du älter geworden bist und Markgraf Waldemar noch lebt, ziehe mit Deinem Freunde Thedo von Friesach hin an des Markgrafen Hof und nenne ihm den Namen des Mannes, der anno 1319 an seiner Statt begraben wurde; es war Giseke, ein Höriger des Jun-

kers von Poley, daran wird der Markgraf erkennen, daß ihr die Söhne der beiden Männer seid, die ihm damals allein halfen und er wird euch seine Gnade zeigen, denn er ist ein edler und großmüthiger Herr.

Also hat Hernal, Kriewen's Sohn, mein Vater, zu mir geredet und hat mir alles bei seiner Treue versichert, wenige Tage darauf aber ist er gestorben. Ich habe Alles, was er gesprochen, treulich in meinem Gedächtnisse bewahrt und mein theurer Herr und Freund Thedo hat ein Gleiches gethan und wir haben oft von diesen Dingen gesprochen, also daß uns nichts Wichtiges aus dem Gedächtnisse verloren gegangen ist. Wir haben überall später gesagt, daß Herr Waldemar der Aechte gewesen und ist denn die Mähr so unglaublich, daß man durchaus einen Betrüger aus dem unglücklichen Fürsten hat machen wollen und daß sie ihn schimpfweise den falschen Waldemar nennen? Ist doch Herzog Heinrich der Pilger von Mecklenburg auch sechsundzwanzig Jahre fern von seinem Land gewesen und Niemand hat Kunde von ihm erhalten, bis er heimkehrte, obgleich die Herzogin, seine Gemahlin, große Mühe und viel Geld aufwandte, um Nachrichten von ihm zu erhalten, obgleich Herzog Heinrich nicht

unbekannt bleiben wollte und sich befleißigte, den Seinen Nachricht zukommen zu lassen. Und dennoch vergingen sechsundzwanzig Jahre! Markgraf Waldemar dagegen galt für todt, Niemand stellte Nachforschungen an nach ihm, er selbst verbarg sich und wendete scharfsinnig Alles genau an, um eine Entdeckung unmöglich zu machen. Auch waren damals Alle, so nicht den Bayerherzogen anhingen, darüber einig, daß er der ächte Markgraf gewesen, erst jüngst ist die Mähr aufgetaucht, der arme Fürst sei ein Müller, oder Bäcker, das hat damals Niemand gesagt, auch die Bayerischen nicht und ist die Mähre wohl nur daraus entstanden, daß die bayerischen Herzoge die askanischen Fürsten spottweise die Esel nannten, weil sie den Markgrafen wie einen Mehlsack überall mit sich führten. Wie hätte auch wohl ein Bäcker, oder ein Müller, sich als einen so großen Fürsten zeigen können, der mit dem klugen Kaiser Karl verkehrte und mit all den andern großen Herren, von denen Keiner den Mangel an fürstlicher Würde und fürstlicher Art an ihm erkannte! Das Alles ist eitel Thorheit und Markgraf Waldemar der Große ist er wirklich gewesen, Er und gar kein Andrer. Es war mir späterhin nicht möglich, mit meinem Thedo

nach Dessau zu gehen und dem Markgrafen aufzuwarten, aber ich habe dieser merkwürdigen Angelegenheit hiermit doch Erwähnung thun wollen, ein Mal weil ich, jetztund über hundert Jahre alt, wohl so ziemlich der einzige Mann sein werde, welcher jene wunderbare Wiederkehr des Markgrafen Waldemar noch erlebt hat und dann auch, weil jenes Ereigniß von schweren Folgen für meinen theuren Herrn und Freund, sowie für mich selbst gewesen ist.

Nach meines Vaters Tode hat meines Thedo Schwester, die Burgstorffin, eine strenge, aber brave Frau, mich ganz auf die Burg genommen und mich ganz so gehalten wie den Junker, ihren Bruder; daran geschah der Wille des alten Herrn Wedigo, ihres verstorbenen Vaters, in die Schmiede aber hat sie Einen gesetzt, das war ein Mann aus dem Ardennerwalde, ein Wallone, der mußte mein Erbe für mich verwalten. Auf der Burg habe ich mit dem Junker gelernt, Alles was einem Kriegsmann zu wissen und zu können nöthig, das ganze hochedle Waffenwerk aus dem Grunde, denn es waren da noch manche von den alten Waffenleuten, die mit Herrn Wedigo und meinem Vater Hernal in den Krieg gezogen unter dem rothen Adler von Branden-

burg. Die Schmiede aber war mir doch lieber als die Burg und Junker Thedo war derselben Meinung, denn oben hielt uns die edle Burgstorffin gar hart und kurz, wie es sein mußte, unten in der Schmiede aber hatten wir freie Hand und konnten thun und lassen wie wir wollten, dieweilen der Wallonische mich als den Herrn der Schmiede ansah. Da haben wir, Junker Thedo und ich, wohl allerlei Thorheit getrieben, daneben aber sind wir auch tüchtige Schmiedsleute geworden. So waren wir fünfzehn Jahre alt geworden, als wir eines Abends vor meiner Schmiede in Poley mit etlichen Leuten aus der Lausitz in Streit über den Markgrafen Waldemar geriethen, Junker Thedo und ich und der Wallone, der immer mit uns hielt, wir vertheidigten die Aechtheit; da gab's bald harte Worte und von den harten Worten kam's denn auch ganz unversehens zu harten Schlägen, die Cottbusser waren ihrer Sieben und sie waren wohlbewaffnet, aber wir Drei nahmen's mit ihnen auf und schlugen mit schweren Schmiedeeisen so gewaltig auf sie los, daß sie flüchtig vor uns wurden, wir folgten ihnen nach und ich war so voller Zorn, weil der Eine mit dem Schwert dem Junker Thedo eine tiefe Wunde

in die Wange gehauen. Wir hatten die Lausitzer so in Schrecken gesetzt, daß sie flüchtig ihre Rosse bestiegen und sich davon machten, den Letzten aber erwischte ich noch und traf ihn mit meiner Stange, so, daß ich ihm den Schädel zerbrach und er auf der Stelle des Todes war. Das gab nun ein gewaltig Geschrei, denn der Erschlagene war des Bürgermeisters Sohn von Cottbus gewesen und wer weiß wie mir's ergangen wäre, obgleich die Lausitzer uns Unbewaffnete zuerst mit der blanken Wehr angegriffen! Der Landvoigt nahm sich der Sache an und obwohl mir die edle Frau Burgstorffin wohl gewogen war, so würde sie sich meiner doch schwerlich gegen den Landvoigt und die Stadt Cottbus angenommen haben, weil die ihr zu stark gewesen wären; da ging mein lieber Junker Thedo hin und sagte seiner Frau Schwester, daß er derjenige gewesen, welcher dem Bürgermeisters-Sohn den Schädel zerschlagen. Alsbald ließ die Burgstorffin in aller Eile drei Rosse rüsten und schickte bei Nacht ihren jungen Bruder, den Junker Thedo mit mir und dem Wallonischen über die Oder und befahl uns in's Land Bellin zu ziehen, wo auf Schloß Friesach noch ein Vetter meines Junkers hausen sollte. Dort

möchten wir bleiben, bis der Sturm vorübergegangen. So kamen wir Drei glücklich davon, ich aber habe es meinem lieben Junker Thedo niemals vergessen, daß er damals so treu den Todtschlag auf sich genommen für mich. Wir kamen mit wenig Geld, denn die Burgstorffin hatte als eine Wittwe selbst nicht viel, nach dem Lande Bellin, fanden auch die Burg Friesach ganz wohl und auch ein klein Städtlein dran, aber einen Vetter fanden wir nicht mehr darin; der Letzte der darin gehaust, war schon zehn Jahre früher davon gezogen und die Burg hatte Einer von Bredow inne. Dagegen fand ich in der Gegend noch manchen Blutsverwandten, die zahlreiche Nachkommenschaft von Jeschko, der meines Großvaters Kriewen Bruder gewesen war und es lebten noch Etliche, die sich meines Vaters Hernal entsannen, oder doch gehört hatten, daß er mit Wedigo Todt von Friesach in das Land über der Oder gezogen sei. Dem Junker Thedo war es fast recht, daß er keinen von der Vetterschaft fand am Rhyn, denn nun konnte er seinen Vorsatz ausführen und abenteuernd durch die Lande streifen; ich war gleich dabei, denn ich hätte ihn nicht verlassen, wenn er auf gradem Weg zur Hölle gepilgert

wäre und Servatius, der wallonische Schmied, erbot sich zu unserm Führer, wenn wir unsern Zug gegen seine niederländische Heimath richten wollten. Dazu war der Junker Thedo bereit und so sind wir denn selbdritt durch ganz Niederdeutschland gezogen ohne große Pracht, aber mit desto mehr Lust. Es fehlte selten an der Ritterzehrung und wir wurden überall wohl empfangen bei Geistlich und Weltlich, wenn wir einkehrten und Nachtlager begehrten. Fanden wir aber keine Burg, oder keinen Convent, so lagerten wir auf freiem Felde und ließen uns gern genügen; solche Nächte waren eigentlich die lustigsten auf dieser ersten Fahrt. Ja, mitunter mußten wir auch mal hungern, aber wir brachten uns über den Hunger weg; das war die glückselige Jugendzeit! Nur vor den Städten thaten wir uns hüten, weil wir uns in den Herbergen mit schwerem Gelde lösen mußten und in Braunschweig schon hatten wir, bis auf etliche Silberstücke, all unser Geld ausgegeben."

Wir unterbrechen hier die Schrift des Franziskaners und stellen zunächst die weitern Mittheilungen Boldewyns aus seinem Leben in einem kleinen Bilde zusammen, welches wir nennen wollen:

Aveline.

Wolkenlos und im reinsten Blau wölbte sich der Himmel wie eine leuchtende Kuppel über Berge und Wälder; ein Gewittersturm war in der Nacht zuvor durch die Waldberge gefahren und hatte Schwüle und Dünste wirbelnd hinausgefegt; weit in die Ferne schweiften die Blicke, nirgend gehemmt. Das war ein wundervoller Julimorgen, goldengrün die Erde, goldenblau der Himmel und lieblich wehete die leichte Brise nieder von den Höhen in den morgensonnigen Pfad, der am dunkeln Waldsaum steil bergan stieg.

Tief unter den drei Wanderern lag der blanke See, kurze Wellen deckten die ganze Fläche, sie kamen und schwanden, ungezählt und rastlos, sie spritzten lustig über die spitzen Steinklippen, die sich so scharf und ernsthaft hineinschoben in die Fluth; sie rollten über die sandige Landzunge drüben und sprangen rasselnd in das Schilf und dichte Geröhricht. Das Sonnenlicht gaukelte auf den Wellen her in hundert verschiedenfarbigen Strahlen und die Uferschwalben schossen dahin, so dicht an der Fläche, daß ihre spitzen Schwingen sich in das Wasser zu

tauchen schienen, dann fuhren sie jäh empor und verschwanden in der Ferne.

Die Zweige der Bäume an der Straße, denn der Wald trat bis dicht an den Weg, wiegten sich behaglich im kühlen Winde, das feine Laubwerk wehete gleich tausend und aber tausend zarten grünen Fähnlein; und zwischen den braunen Stämmen trieben die Schmetterlinge ihr Wesen: der edle Trauermantel und der große Fuchs und das lustige Kleingesinde der Weißen, das der Morgenwind heut hier herauf geweht haben mochte.

Es war so lustig Alles an diesem hellen, klaren Sonnenmorgen, nur die Gesichter der drei Wanderer auf dem steilen Wege waren nicht durchaus lustig.

Ein kräftiger Mann war's, ein schwarzbärtiger Gesell, der blickte gleichmüthig und pfiff leise vor sich hin; hinter ihm schritten zwei Jünglinge, die sahen trübselig drein und fühlten es kaum, wie der Wind so anmuthig in ihrem blonden Haar spielte, sie wußten es nicht, daß ihnen grade die Sonne so freundlich in die jungen Gesichter schien und doch verstohlen über den jugendlichen Unmuth lächelte.

Da trat Einer von den beiden schlanken, blonden Jünglingen zur Seite, brach von einer

Haselnußstaude eine schwanke Gerte und kitzelte spielend mit dem vollen Blätterschmuck den Nacken seines voranschreitenden Gefährten.

„Kannst Du denn auch im Elend Deine Possen nicht lassen, Boldewyn?" sprach der und wendete sich um, aber ein leises Lächeln flog doch über sein spitzes, ernstes Angesicht.

„Ach was, Elend!" rief Boldewyn heiter, „hättest mich beinahe mit Deinem Trübsinn angesteckt, Thedo, haben wir unsere guten Rosse verloren, brauchen wir sie nicht zu füttern, sind die Waffen dahin, brauchen wir sie nicht zu tragen; Kopf auf, mein Freund, wir haben uns entschlossen, eine Zeit als Schmiedegesellen zu leben und in der Bergschmiede finden wir Arbeit!"

„Das Leben als Schmiedegeselle stände mir schon an, Boldewyn," erwiederte Thedo, „aber das Leben als Bettelgesell behagt mir schlecht!"

„Du hast doch noch nicht gebettelt?" sagte der mit der Haselnußruthe.

„Aber Du hast's gethan und ich habe von dem Bettelbrod gegessen!" meinte Thedo unwillig.

„Ich glaube wohl, daß das Deinem Stolz hart ankommt, Freund," tröstete Boldewyn, „aber es hat

auch von heut ab ein Ende, der Servatius sagt, daß wir noch vor Mittags in die Bergschmiede kämen!"

„Und wenn des Servaz, Ohm keine Arbeit hat?" fragte Thedo bedenklich.

„Dann sorgt er für unsere Zehrung und zeigt uns Schmieden, wo wir Arbeit finden!" entgegnete Boldewyn mit einer Zuversicht, gegen welche kein Widerspruch aufkommen konnte. Diese Zuversicht gab auch dem Junker Thedo seinen guten Muth zum Theil wieder und lächelnd sprach er: „wir sind auf Abenteuer ausgezogen und Abenteuer haben wir in guter Menge so absonderlich gefunden, daß wir uns nicht beklagen dürfen, aber freilich hätte ich mir, da wir hoch zu Roß aus unserm guten alten Lande Churmark Brandenburg auszogen, nicht träumen lassen, daß wir eines Tages betrogen und beraubt in Lumpen als Bettler durch den Ardennerwald irren würden."

„Ja, es kommt zuweilen ganz anders, als man's denkt!" sprach Boldewyn weise und ließ die Blätter seiner Haselnußgerte im Winde wehen.

„Da ist die Bergschmiede!" rief in diesem Augenblick der den Jünglingen voranschreitende Mann.

Bald standen die drei Wandergesellen neben einander und sahen, etwa noch zwanzig Schritt aufwärts am Wege, eine kleine Schmiede, die halb versteckt unter den Bäumen lag.

Und wie die Drei so da standen und auf die Schmiede blickten, auf die sie so große Hoffnung begründet, da trat ein Mädchen über die Schwelle, ein junges, hübsches Kind, das sich mit dem kurzen rothen Rock und dem Busenlatz von schwarzem Sammet über dem Hemde von grober, aber blüthenweißer Leinwand gar sauber und fast zierlich ausnahm. Die bloßen Füße und das bis 'zum Knie sichtbare Bein waren zwar von der Sonne gebräunt aber sehr wohl gemacht und das Dirnlein stand so fest und sicher darauf, daß es ordentlich hübsch war, zu sehen wie es stand. Anfänglich hatte das Mädchen gradeaus geschaut, jetzt wendete es sich halb links und sah die drei Wanderer, ein Zug der Ueberraschung flog über das anmuthige, leicht gebräunte Antlitz mit den dunkeln Augen. Eine hübsche, kleine, wenn auch nicht ganz reinliche Hand strich die langen dunkeln Locken aus der Stirn und zwischen den üppigen Lippen kamen die blanken weißen Zähne zum Vorschein. Das Mädchen bot wirklich ein so

anmuthiges Bild da oben in der Sonne, daß die Drei bewundernd zu ihm aufblickten. Plötzlich rief die Dirne mit heller Stimme: „he, Wandersmann, komm herauf in die Schmiede, ich will Dir einen Bissen Brod und einen Trunk Milch von meiner weißen Ziege geben, um des Haselnußzweiges willen, den Du in Deiner Hand trägst!"

Mit ein paar weiten Sätzen war Boldewyn oben bei der Dirne und fragte lustig: „und warum willst Du Gastrecht üben an mir, nur um des Haselnußzweiges willen?"

„Ja, das möchtest Du wohl wissen, junger Gesell?" lachte die Dirne, warf den zierlichen Kopf in den Nacken und schaute Boldewyn offen forschend an. Die Musterung mochte günstig abgelaufen sein, denn sie trat ihm zutraulich näher, reichte ihm die Hand und sprach: „Du bist willkommen in der Bergschmiede!"

„Und sind wir nicht willkommen, schönes Mädchen?" fragte Thedo herantretend.

„Nun, ihr Beide mögt auch willkommen sein," lautete die rasche Antwort, „aber haltet Euch an den Vater, mich geht nur Der an, der hat den Haselnußzweig!"

„Komm her, komm her," rief jetzt Servatius, „gib mir einen Kuß, Mädchen, wenn Du Aveline bist, des Schmiedes Berlor Tochter, meine liebe Muhme!"

„Wohl bin ich Aveline, Berlor's, des Schmiedes Tochter," entgegnete das Mädchen ruhig, „wer aber bist Du denn, alter Gesell, daß Du so frisch einen Kuß von mir verlangst und die Hasel vom Berge Deine liebe Muhme nennst!"

„Mädchen, ich bin Servatius, des alten Servatius Soh'n, der Deines Vaters Berlor älterer Bruder war!" versetzte der Schmied und nahm die Hand seiner Verwandtin, die sich jetzt ruhig von ihm küssen ließ.

Als sie aber den Kuß empfangen, wurde ihr Mißtrauen wieder rege und mit einer gewissen Schärfe sagte sie: „Ich kenne Dich nicht, komm herein, bist Du nicht mein Oheim und hast mich um den Kuß betrogen, dann hüte Dich vor der Strafe der Hasel vom Berge!"

Servatius aber streifte den Aermel von seinem linken Arm und zeigte ihn dem Mädchen; Aveline besah aufmerksam das Zeichen, welches er daran trug, dann sagte sie befriedigt: „Du bist mein Oheim

Servatius, der Vater hat mir das Zeichen erklärt, sei willkommen in der Bergschmiede, Oheim! und wer sind Diese?"

„Meine Begleiter, liebe Muhme Aveline," rief der Schmied heiter, „wackere Schmiedegesellen, welche Arbeit suchen!"

„So haben sie Arbeit gefunden," erwiederte Aveline rasch, „der Vater hat sich einen Dorn in den Fuß getreten, er kann seit zwei Tagen schon nicht am Ambos stehen und es ist genug zu thun, kommt alle Drei; aber Du bist mein Gast besonders, weil Du mit der Haselruthe zu mir gekommen bist, denn ich heiße Aveline, das heißt Hasel und die Leute nennen mich die Hasel vom Berge, wie heißest Du?"

„Boldewyn, schönes Mädchen!" erwiederte der Gefragte.

„Warum nennst Du mich ein schönes Mädchen?" fragte Aveline scharf, „oder ist's Dein Ernst, findest Du mich schön?"

„Du bist sehr schön, Aveline!" versetzte Boldewyn im Tone vollkommener Aufrichtigkeit und seine Augen bestätigten seine Rede so kräftig, daß die schlanke Hasel vom Berge, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben, die Augen niederschlug.

Aveline faßte Boldewyns Hand und führte ihn in die Schmiede, die beiden Andern folgten lächelnd dem Paar.

Sie mußten in der Schmiede eine gute Aufnahme gefunden haben, denn eine Stunde später dröhnte die Schmiede wieder von den mächtigen Schlägen der Hämmer, am Thürpfosten aber lehnte Aveline und sah mit ihren dunkeln Augen dem Werk zu, welches der junge Boldewyn trieb; die Art mußte ihr gefallen, denn sie lächelte freundlich und zuweilen nickte sie dazu. Den andern Hammer in der Schmiede führte Junker Thedo von Friesach, während Servatius drinnen im Gemach bei dem wunden Oheim saß, Nachrichten gab von seinen Fahrten und Nachrichten empfing über die Heimath.

Der Boldewyn aber segnete sein gutes Glück, daß er den Haselzweig abgebrochen, denn Aveline hatte sich gar zu einfältig und anmuthig mit ihrem Gast. Und als die jungen Leute Feierabend gemacht, da hatte sich Aveline schon zweimal von dem Boldewyn küssen lassen und grämte sich nicht darüber, und warum sollte sie sich auch grämen? Das Küssen gefiel ihr wohl und hindern hätte sie's nicht können, da Boldewyn mit dem Haselzweig zu

ihr gekommen!“ Es war ihr nämlich vor Jahren schon prophezeit, und zwar von einer alten Zigeunerin, und die wissen die Zukunft und stehlen Hühner, flicken die Kessel und stehlen Alles, daß ihr Freier zu ihr kommen werde mit einem frischen Haselzweig in der Hand, denn Hasel komme zu Hasel. Anfänglich hatte Aveline nur wenig sich um diese Prophezeiung gekümmert, als sie aber älter wurde, da kam es ihr zuweilen vor, als ob's doch gar zu einsam auf der Bergschmiede wäre mit dem etwas schweigsamen Vater allein, ein Dritter geselle sich ganz gut; und von dem Tage an, da die schmucke Aveline das dachte, ging sie alle Tage ein paar Mal hinaus vor die Schmiede, um zu sehen, ob ihr Freier mit der Haselruthe noch nicht komme. Bei solchem Warten wurde dem jungen Mädchen allgemach die Zeit lang und sie war darum heute so recht von Herzen froh, als sie den jungen Boldewyn sah, der mit der Haselruthe angestiegen kam. Das war der ihr bestimmte Freier und er gefiel ihr auch gleich über alle Maaßen wohl, so daß sie ganz glückselig wurde, als er sie ein schönes Mädchen nannte. Von da ab war für sie der letzte Zweifel verschwunden und Boldewyn, der sich in das nußbraune Mädchen

auf den ersten Blick verliebt hatte, that unwissentlich Alles, was er thun konnte, um das wilde Kind in seinem süßen Glauben zu befestigen.

Wie acht Stunden verflogen acht Tage dem tapfern Boldewyn und der Aveline waren sie nicht länger geworden. Thedo und Servatius dagegen hatten tüchtig gearbeitet, so daß tüchtig aufgeräumt war in der Schmiede und ihnen waren die Tage lang genug vorgekommen, obwohl sie in der Stille auch manchen Spaß über die liebliche Einfalt Avelinen's und die feurige Liebesgluth Boldewyn's gehabt.

Am neunten Tage des Aufenthalts konnte Meister Berlor, der Schmied, wieder umherhinken; er dankte für geschaffte Arbeit, meinte aber, er könne hinfort nur einen Gehülfen bei seinem Werk brauchen, die Gesellen möchten losen unter sich, Einer bleiben, Zwei hinab nach Lüttich wandern, allwo er Freunde habe, die ihnen Unterkunft und Arbeit weisen würden.

„Boldewyn muß bei uns bleiben!“ sagte Aveline ernst.

„Was hat die Närrin?“ fragte der Vater, ohne sich nach seinem Kinde umzusehen, nahm die Haselruthe, welche Boldewyn auf's Thürsims gesteckt und als eine Art von Heiligthum verehrt hatte, brach

sie in drei Stücke und sprach: „Wer das längste Stück hat, bleibt, die beiden Andern gehen!“

Er hielt Boldewyn die Hand mit den Loosen hin, der zog zuerst, er hatte das Längste und schaute triumphirend auf die beiden Andern, die aber lachten ihn aus, denn sie hatten's Beide satt, die magere Kost und die Einsamkeit auf der Bergschmiede.

„Ich wußte, daß Boldewyn bei uns bleiben würde!“ flüsterte Aveline glückselig.

Am andern Morgen zogen Servatius und Thedo ab; da gabs einen harten Abschied, denn Thedo und Boldewyn, die von klein auf zusammen gewesen waren, hatten sich noch nie getrennt in ihrem Leben. Thedo ging mit nassen Augen bergab, als er aber nach einem derben Marsch von drei Stunden in der Herberge eines hübschen Dorfes saß und sich an Speise und Trank labte, da hatte er die Bitterkeit des Abschied's überwunden. Das war rasch, aber Boldewyn hatte sich noch mehr beeilt, denn noch in der Stunde des Abschied's hatte er unter den reizenden Neckereien und dem Gelächter der hübschen Aveline den Jugendfreund völlig vergessen.

Nun, die schlanke Hasel vom Berge hatte Grund zum Lachen, denn die Prophezeiung traf buchstäblich

ein, der Freier, auf den sie so lange gewartet, war wirklich mit dem Haselzweig in der Hand zu ihr gekommen. Das war ein glückseliges Liebesleben da oben in der einsamen Bergschmiede! Nur Schade, daß es keine Dauer hatte, denn als der Juli wieder kam und der Tag jährig wurde, da der Freiersmann sich zuerst gezeigt mit der Haselruthe, da saß Meister Berlor, der Schmied, traurig in der Bergschmiede und neben sich hatte er ein Kindlein, das war an diesem Tage erst Maria getauft worden; des Kindes Mutter aber, Aveline, die schlanke Hasel vom Berge, die lag tief unten bei der Thalkirche einsam in ihrem stillen Grabe! eine Stunde hatte des Kindes Geburt und den Tod der Mutter gesehen. Boldewyn aber hatte die erste Nacht auf dem Grabe seiner Aveline gelegen, dann war er davon gegangen in die weite, weite Welt und hat Aveline's Kindlein, seine Tochter Maria, nicht mehr gesehen auf Erden. Freilich kehrte Boldewyn einstmals wieder zurück an die Stätte, wo sein Liebesglück geblüht, es war aber viele, viele Jahre später und er hatte wegen eines Todtschlags flüchten müssen, er hatte viel Unglück mit der blanken Waffe, der rauhe Sohn einer rauhen Zeit! Da kam er als ein

rüstiger Greis wieder in den Ardennerwald. Er betete an seiner Aveline Grab, das wußte er mit treuem Gedächtniß nach so vielen Jahren noch zu finden. Danach stieg er hinauf in die Bergschmiede, er hoffte noch, sein Kind, Avelines Tochter zu finden, aber er fand da oben nur ein Geschwisterpaar, Boldewyn und Angela, einen starken Jüngling und ein wunderlieblich Mädchen, das sie mit vollem Rechte Engel, Angela, Ange getauft hatten. Vater und Mutter waren todt, aber Boldewyn erkannte seiner Tochter Kinder in ihnen und sie erkannten in ihm den Großvater und als sie ihn erkannt hatten, da fürchteten sie ihn erst, weil er ein gar gewaltiger alter Mann war; bald aber spürten sie seine Liebe und nun schlossen sie ihm ihre Herzen auf; der Großvater aber hatte Trost und Hülfe für Beide. Der junge Mann wollte ein Kriegsmann werden, wollte aber doch die Schwester nicht schutzlos allein lassen, da hieß ihn der Großvater ziehen und er ging davon und wurde ein Speerreiter unter dem Volke des großen Barons Philipp von Croy. Der starke Jüngling ist im Armagnaken-Krieg als ein tapfrer Mann nach großer Gegenwehr erstochen worden. Auf der Bergschmiede aber blieb der Großvater und

tröstete seine Enkelin, der that Trost noth, denn sie hatte eine heimliche Liebe mit einem vornehmen Waidmann und der vornehme Waidmann kam nicht wieder. Den Herbst und den ganzen langen Winter hindurch tröstete der Großvater seine Enkelin und liebte sie zärtlich und sie ihn, als der Frühling aber kam, da brauchte der Engel keinen Trost mehr und kümmerte sich wenig um den alten Großvater, denn der vornehme Waidmann, ihr Liebhaber, war wieder gekommen und stieg jeden Abend aus dem Schloß Ardenne herauf zu dem schönen Engel. Der alte Großvater schüttelte freilich den Kopf, aber er vermochte nichts gegen die Gewalt der Liebe. Angela hatte den Großvater ganz unterjocht und über ein Jahr da stand eine kleine Wiege neben seinem Ambos und es lag ein Mägdlein darin, das war seine Urenkelin, der schönen Angela Tochter, die war auf ihres Vaters Wunsch Yolantha getauft worden, ihr Vater aber war der hochmächtige Herzog Philipp von Burgund. Der alte Boldewyn blieb in der Schmiede und war glücklich, so lange Angela und Yolantha dort blieben; als Herzog Philipp aber sein unächt Weib zu einer großen Dame machte und sie mit ihrem Kinde auf ein Schloß in Flandern

brachte, da litt es den Großvater auch nicht mehr in der Bergeinsamkeit; er verschmähte stolz Alles, was ihm der mächtige Herzog bot, gab die Schmiede einem Enkelsohne seines alten Gefährten Servatius und zog wieder heim nach Churbrandenburg.

Das war die Geschichte von Aveline, der schlanken Hasel auf dem Berge!

Viertes Capitel.

Fortsetzung der Geschichte Boldewyn's.

Boldewyn war nach dem Tode der lieblichen Aveline in sein brandenburgisches Vaterland zurückgekehrt; so sehr er aber auch das Ardenner-Mädchen geliebt haben mochte, er war nicht der Mann, sich einer unfruchtbaren Trauer lange hinzugeben und sein Jugendfreund und Genosse Thedo Todt von Friesach, der unterdessen auch nach seiner Burg Golyn im Lande über der Oder heimgekehrt war, ließ ihm nicht lange Ruhe. Freilich hatte Boldewyn erst die Absicht gehabt, sich auf seine ererbte Schmiede zu setzen und sein ehrsames Handwerk zu betreiben, wie er im Ardennerwalde gethan, aber es fehlte ihm in der Schmiede zu Golyn die liebliche Aveline, darum gab er bald Thedo's Wunsche nach und zog mit ihm aus auf Abenteuer. Jahre lang

zogen sie so in Deutschland herum; der Ritter Thedo und sein Stallmeister Boldewyn bestanden viele Kämpfe in Schimpf und Ernst, mannhaft und gemeinsam, ließen es sich lange Zeit in den Diensten Kaiser Karls IV. gefallen und gewannen reiche Beute. Sie waren schon gereifte Männer als sie endlich ihrer Abenteuerlust Genüge gethan hatten und zur Heimath über der Oder zurückkehrten.

Der Ritter Thedo Todt von Friesach auf Golyn vermählte sich noch im Jahre seiner Rückkehr mit der Tochter eines Kriegsgefährten, dem nicht schönen, aber ganz vortrefflichen Fräulein Blanda von Platen, die ihm eine ausgezeichnete Hausfrau wurde und den reichen Besitz ehrbar zusammen zu halten und zu vermehren wußte. Als Ritter Thedo geheirathet hatte, folgte Boldewyn seinem Beispiel und fast zu gleicher Zeit ertönte in der Burg wie in der Schmiede zu Golyn das erste Kindergeschrei.

Wie sie einst ihre Jugend und dann das bunte Abenteurer-Leben gemeinsam genossen, so theilten Thedo und Boldewyn jetzt auch viele Jahre das Leben dunkler Ehrenmänner, lebten schlecht und recht, mehrten in Frieden ihren Besitz und verheiratheten ihre Kinder. Selbst der Krieg, den ein

Theil des märkischen Adels gegen die Burggrafen von Nürnberg führte, vermochte nicht, ihr Leben zu stören, obwohl die mächtige Sippe Derer von Wedell, welche in den Oderlandschaften die herrschende war, keine Mühe sparte, um den Ritter von Friesach für sich zu gewinnen.

Es war ein öffentlich Geheimniß, daß Frau Blanda es nicht gelitten, daß ihr Gemahl gegen den Burggrafen Friedrich ins Feld zog und spöttisch nannten Die von Wedell die edle Frau, des Burggrafen einzige Bundesgenossin über der Oder. Boldewyn, gewohnt alles zu thun und zu lassen, was Thedo that und ließ, blieb ebenfalls ruhig in seiner Schmiede.

Da kam der schwarze Tod über die Marken, jene furchtbare Seuche, welche im Mittelalter die Lande so entsetzlich verheerte und ganze Generationen hinwürgte. Auch in Golyn forderte der schwarze Tod unerbittlich seine Opfer; die Burg starb fast aus in wenigen Tagen, nur Boldewyn, der Schmied, trotzte mit seiner eisernen Natur selbst dieser Krankheit; als er gesundete, wandelte er nur unter Gräbern. Von dem ganzen Geschlechte seines

theuren Herrn und Freundes Thedo war nur dessen jüngster Sohn übrig geblieben, Wedigo Todt von Friesach; auch seine Schmiede war ausgestorben, in dem kinderreichen Hause war nur ein klein Mägdlein noch, seine jüngste Tochter Engelke. Doch war ihm auch sein ältester Sohn, Otto geheißen, noch am Leben, denn der wanderte als ein Schmiedegesell im Reich.

Boldewyn nahm sich des jungen Erben von Friesach und Golyn tapfer an und erzog ihn bis zu seinem fünfzehnten Jahre, wo Junker Wedigo in das Haus eines Gutsnachbars, des reichen Ritters Hermann von Poley kam, dessen Ehefrau eine schöne und reiche polnische Erbin aus dem Hause Nalencz war und Wanda hieß. Der von Poley nahm den Junker Wedigo mit an den Hof des Polenkönigs in Krakau, wo er durch seine Gemahlin große Verbindungen hatte.

Als sich Boldewyn so allein in seiner Schmiede sah und Golyn nur traurige Erinnerungen ihm bot, da erwachte in dem trotz seiner Jahre noch vollkommen rüstigen Mann noch einmal der alte Wandertrieb, die alte Abenteuerlust, und da er erfahren,

daß sein ältester Sohn Otto auf einer Schmiede zu Poley in der Priegnitz sitze, so nahm er einen guten Mann in seine Golyner Erbschmiede und zog mit seiner Tochter Engelke nach Poley. Sein Sohn Otto hatte dort in die Herrenschmiede geheirathet und der alte gute Junker von Poley hatte ihn mit derselben belehnt. Er und sein Weib behielten die Engelke als ihre Schwester gern bei sich und Boldewyn abenteuerte wieder im ganzen Reich herum, war bald Schmied, bald Kriegsmann, wie's ihm grade gefiel. Nach Jahren erst kehrte er wieder in die Heimath zurück, wo er denn freilich Alles auf eine traurige Weise verändert fand, zugleich aber auch eine neue Lebensaufgabe erhielt.

Von der Burg seines theuren Thedo fand er nur noch einen Trümmerhaufen, seine eigene Schmiede war verbrannt, das einst blühende kleine Dorf völlig verheert; auf einem ihrer Raubzüge waren die Polen bis hierher vorgedrungen und hatten Alles vernichtet, was sie nicht als Beute mit sich zu schleppen vermochten. Boldewyn forschte zunächst nach dem Sohne seines Thedo, aber solche Nachforschungen waren nicht leicht, denn auch Neu-Poley, der Rittersitz Hermanns von Poley war eine völlige Wüstenei

und Niemand vermochte ihm Nachricht zu geben. Nach langen, mühseligen Forschungen erst fand er Spuren Dessen, den er suchte und erfuhr nach und nach, daß Junker Wedigo Todt von Friesach der Schwiegersohn des Ritters Hermann von Poley geworden, durch Vermählung mit dessen einziger Erbtochter Agnes von Poley, er hatte mit seiner Gemahlin auf dem Schlosse zu Neu-Poley gewohnt; ferner erfuhr Boldewyn, daß Ritter Hermann schon vor der Vermählung seiner Tochter gestorben und endlich, daß sich dessen Wittwe, die schöne Polin Wanda nach dem Tode ihres Herrn wieder vermählt und zwar mit einem Junker aus dem Braunschweig'schen. Mehr erfuhr er lange nicht, bis er endlich auf den Gedanken kam, zu Poley in der Priegnitz, wo er seinen Sohn und seine Tochter verlassen, zu forschen und nun erinnerte er sich auch dunkel, daß von dem Geschlecht der Poley nicht nur eine Linie auf Neu-Poley gesessen, sondern daß sich von dieser Linie ein Zweig frühe schon getrennt und am Wola-See in Polen ansässig gemacht habe. Es waren also drei verschiedene Poley zu unterscheiden: erstens die von Poley auf dem Stammhause Alt-Poley in der Priegnitz, zweitens die von

Poley auf Haus Neu=Poley im Lande über der Oder und endlich die von Poley am Wola=See in Polen, deren Sitz Poley am Wasser genannt wurde. Boldewyn meinte nun, er könne am ehesten von dem Sohn seines Freundes etwas erfahren, wenn er zu Poley am Wasser und zu Alt=Poley forsche und zog zunächst an den Wola=See. Dort erfuhr er allerdings nur wenig, denn der Junker Paridam Torban von Poley hatte sein Haus am Wasser nebst den dazu gehörigen Gütern an den Kastellan von Schwetz verkauft, welcher aus demselben Hause Nalencz wie die Gemahlin des Ritters Hermann stammte, und war dann fortgezogen, wie es hieß nach Krakau. Nach und nach aber erfuhr der treue Mann doch mehr, zunächst, daß der braunschweigische Ritter, den die schöne Wanda geheirathet, ein Herr von Oberg gewesen, dann aber, daß sich seines Thedo Sohn, Junker Wedigo Todt von Friesach mit seiner jungen Gemahlin längere Zeit auf dem Hause am Wasser aufgehalten und mit dem Junker Paridam Torban von Poley nach Polen gezogen. Es mußte ein lustiges und wildes Leben auf dem Hause am Wasser gewesen sein. Boldewyn vernahm, daß Junker Wedigo auch seinen Antheil

an den Besitzungen von Neu=Poley, also das Erbe seiner Gemahlin, verkauft und daß sein Vatererbe, die Burg Golyn, der jetzigen Frau von Oberg gehöre; der ehrliche Schmied begriff gar nicht, wie das möglich gewesen, bis er in Schwetz einen Mann traf, welcher zum Hofhalt des Kastellan's gehörte und etwas genauer mit den Verhältnissen bekannt war. Junker Wedigo hatte, um die ganze Besitzung von Neu=Poley, das Erbe seiner Gemahlin zusammen zu behalten, die Wittwe seines Schwiegervaters mit seinem Erbe Golyn entschädigt, war aber durch die verschwenderische polnische Wirthschaft, in die er hineingerathen, genöthigt gewesen, große Summen zu borgen, kurz, Neu=Poley war an den Junker Paridam Torban von Poley verkauft, der, um die Kaufsumme aufzubringen, sein Haus am Wasser veräußert hatte. Außerdem wußte der Pole noch, daß die Gemahlin seines Junkers ein Gut in der Mark erbe und daß sich das Ehepaar wahrscheinlich dorthin gewendet habe. Das konnte nur Haus Poley in der Priegnitz, das alte Stammhaus des Geschlechts sein und Boldewyn wanderte getrost dahin. Dort fand er, daß sein Sohn Otto vor Kurzem gestorben und drei Kinder hinterlassen, die

Herrenschmiede aber hatte der alte Junker von Poley dem Manne seiner Tochter Engelke in Lehen gegeben, der seines Schwagers Kinder bei sich behalten hatte und treulich für dieselben sorgte. Von dem Junker Wedigo Todt von Friesach und dessen Gemahlin erfuhr Boldewyn nichts, auch der alte Junker von Poley, den der vielerfahrene Schmied hochschätzte, wußte nichts von der Tochter seines Vetters auf Neu-Poley, er sagte Boldewyn nur, daß Hermann von Poley und dessen Tochter allerdings seine Erben; von dem Vetter zu Poley am Wasser wußte er nichts, er kannte jenen Zweig gar nicht, behauptete auch, die Verwandtschaft der Poley am Wasser mit denen zu Neu-Poley und mit ihm sei schwerlich zu beweisen, schon die Verwandtschaft zwischen ihm und Neu-Poley sei schwierig. Da Engelke, Boldewyns Tochter, noch keine Kinder hatte, so gab der alte Junker dem Schmied die Mitbelehnung der Herrenschmiede für seine Enkel, die Söhne Otto's. Boldewyn aber zog nach Polen, um dort die Spuren seines Junkers zu verfolgen. Er fand endlich zu Krakau wirklich genaue Nachrichten, aber nicht seines theuren Jugendfreundes Sohn, sondern nur dessen Grab. Zu Krakau hatten Junker Wedigo Todt von

Friesach und seine junge Gemahlin in Saus und Braus gelebt, den Anführer aber bei diesem überlustigen Leben hatte der Junker Paridam Torban von Poley gemacht und man flüsterte, er sei der begünstigte Liebhaber der schönen jungen Frau von Friesach gewesen, doch erfuhr Boldewyn genug, um zu erkennen, daß dieses böse Gerücht eigentlich nur auf dem Umstande beruhte, daß Frau Agnes Todt von Friesach, welche sich bei dem Tode ihres Gemahls gesegneten Leibes befand, wenige Tage nach dem Tode ihres Gemahls mit dem Junker von Poley heimlich und mit Hinterlassung vieler Schulden sich aus Krakau entfernt hatte. Als Boldewyn in die polnische Königsstadt kam, war sein Junker, seines theuren Thedo Sohn, schon über Jahr und Tag todt. Schmerz und Groll faßten den alten Mann grimmig an und es stieg in seiner Seele ein furchtbarer Verdacht gegen den Junker Paridam Torban von Poley auf; er hatte von diesem Manne am Wola-See und Schwetz grade genug gehört, um sich ein Bild von ihm machen zu können. Er wußte, daß der Junker vorzugsweise der Wollust und der Habsucht ergeben war. Von beiden Lastern hatte Boldewyn am Wola-See mancherlei vernommen, auch

hatte er gleich zu Anfang seine Bedenklichkeiten über den Verkauf von Neu=Poley gehabt. Jetzt war er überzeugt, daß es dabei nicht ehrlich zugegangen, es war ihm verdächtig, daß der Junker von Poley so fest sich an das junge Ehepaar angeschlossen; möglich, daß er selbst Absichten auf die schöne und reiche Base gehabt und daß ihm Junker Wedigo zuvorgekommen. Wedigo von Friesach war sehr plötzlich gestorben, ohne vorhergegangene Krankheit; freilich konnte Boldewyn trotz aller Mühe keine weitere Nachrichten über den Todesfall auftreiben, aber er war überzeugt, daß der Junker von Poley der Verderber Wedigo's gewesen, ja, er hielt ihn gradezu für dessen Mörder. Seitdem lechzte er nach Rache, seines Thedo Sohn sollte nicht ungerochen bleiben, aber er sagte sich selbst, daß sein Werk kein leichtes, daß er es mit einem kühnen, schlauen und gewissenlosen Gegner zu thun haben werde. Auch gegen die Wittwe seines Junkers hegte er den tiefsten Groll, freilich hielt er sie noch nicht geradezu für die Mitschuldige des von Poley, aber alles was er von ihr erfuhr, zeigte ihm ein üppiges, leichtsinniges Weib, in welchem das heiße Polenblut, das sie von der Mutter in ihren Adern hatte, übermächtig war.

Als sich Boldewyn endlich überzeugt hatte, daß er in Krakau nichts mehr erfahren könne, zog er heim mit seinem Groll und seiner Rache. Auf dem Heimwege machte sich zum ersten Male das Alter geltend bei dem riesenhaften Greise; er, welcher noch nie krank gewesen in seinem Leben, lag Monde lang zu Brieg in Schlesien darnieder und die Schwäche in den Füßen verließ ihn seit jener Zeit nicht mehr, sondern nahm von Jahr zu Jahr zu. Auf dem Heimwege in Spandow erfuhr er, daß der Junker in Poley verstorben und daß ein Vetter aus dem Lande über der Oder sich in Besitz von Poley gesetzt und die Lehen empfangen habe. So kam er nach der Herrenschmiede wieder zurück, in welcher er von seiner Familie nur noch drei Personen am Leben fand, seinen Schwiegersohn und dessen Tochter, die jüngere Engelke und seines Sohnes jüngsten Sohn, Ottoken. Auf dem Edelhofe aber hauste Junker Paridam Torban von Poley mit einer Dame, welche für seine Schwester, oder doch Verwandte, galt und einen kleinen Sohn hatte. Boldewyn wußte bald, daß diese Dame die Wittwe seines Junkers Wedigo war, aber er wußte nicht, ob der Knabe seines Junkers Sohn, seines geliebten Herrn und Freundes

Thedo Enkel, oder das Kind der Sünde des Junkers von Poley war. Das mußte er zunächst erforschen, aber er fand das nicht leicht, denn gleich nach den ersten Begegnungen mit dem Junker Paridam Torban von Poley erkannte er, daß derselbe nicht nur ein höchst schlauer und energischer Mann war, sondern auch, daß derselbe von einem tiefen Mißtrauen gegen ihn erfüllt sei. Wahrscheinlich hatte der Junker eine unbestimmte Nachricht erhalten, daß ihm nachgeforscht worden sei, oder er wußte überhaupt nur, daß Boldewyn den Junker Wedigo als Kind erzogen und in einem nähern Verhältniß zu der Familie der Todt von Friesach gestanden. Lange Zeit mühete sich Boldewyn vergeblich, die Wittwe seines Junkers auch nur zu sehen, er erkannte bald, daß das unglückliche Weib in einer Art von Gefangenschaft gehalten werde, als er die Frau aber gesehen, wußte er auch, daß, wenn sie schuldig, ihre Strafe schon begonnen habe. Es war noch immer ein schönes Weib, aber auf ihrem Antlitz lag der Ausdruck wahrhafter Verzweiflung, ein Ausdruck von Ekel und Entsetzen zugleich und doch auch wieder ein Zug von Reinheit, der des alten Mannes Herz tief ergriff. „Sie mag zum Theil seine Mitschuldige

gewesen sein, seine Buhlin vielleicht, aber sie ist nicht die Mörderin ihres Gemahls!" sagte sich Boldewyn und war seitdem noch eifriger, sich des unglücklichen Weibes anzunehmen und das Geheimniß der Schuld zu ergründen.

Wir fassen, was sich zunächst begab, wieder in ein Bild zusammen, welches wir „Agnes" nennen wollen.

Agnes.

Der Winter war bitter kalt, der Frost war um die Mitte des Hornungs noch so stark, daß selbst um Mittag die Eiszacken nur wenig abthauten und daß der tiefe Schnee unter den Füßen nicht knirschte, sondern beinahe wie Sand stäubte. Die Noth der armen Landbewohner in den Haidegegenden war über alle Begriffe und das Wild erlag der Ungunst in Masse. Die Wölfe kamen hungertoll in Schaaren am hellen Tage in die Dörfer und fielen Vieh und Menschen an. Man hatte seit Menschengedenken einen solchen Winter nicht erlebt in Churmark Brandenburg.

Dieser Winter traf die ganze Bevökerung der Marken hart, am härtesten die sogenannten Haidedörfer, denen oft gar nicht möglich war Hilfe zu

bringen. Auch das Dorf Poley litt schwer und mehr noch vom Hunger als von der Kälte. Früher hatten nämlich die Erblehen- und Gerichtsherren des Orts, die Junker von Poley, stets in väterlicher Fürsorge für ihre Hintersassenschaft auf einen bestimmten Vorrath an Mehl und Korn gehalten und waren damit den Darbenden in der Noth zu Hülfe gekommen. Die Bevölkerung des Orts war eine meist slavische, sie hatte sich mit dem dieser Raçe eigenen Leichtsinn auf die gewohnte Fürsorge der Herren verlassen, war vielleicht auch überhaupt nicht im Stande gewesen, Vorräthe zu sammeln und gerieth nun in wahre Verzweiflung, als der Junker Torban Paridam von Poley seinen Hintersassen jede Beihülfe verweigerte. Die armen Leute hätten das wissen können, denn der neue Gutsherr hatte ihnen in den drei Jahren, seit er Besitz von dem Gute genommen, hinlänglich gezeigt, daß ihm nichts ferner lag, als die Sorge für seine Hintersassen.

Diese harte, grausame Gleichgültigkeit gegen die Unterthanen war niemals die Art des Adels in Churbrandenburg gewesen, Junker Torban Paridam hatte sie in Polen gelernt, wo er geboren und erzogen war. Er führte polnische Wirthschaft auf

Poley ein. Selbst die Dirnen, denen er seine flüchtige Gunst geschenkt, fleheten umsonst auf seinem Hofe um Nahrung, hohnlächelnd wurden sie abgewiesen wie Andere, denn der Junker liebte es, seine Leute durch Hohn und Spott zu vergiften.

Und die Hungernden, welche am Hofthor des Edelsitzes abgewiesen, überdem noch mit Hohn und Spott abgewiesen wurden, sie wußten, daß reiche Vorräthe auf den weitläuftigen Böden lagen, viele Fässer Mehl waren aus der Mühle auf den Hof geschrotet worden. Es war auch kein Geheimniß, daß ein Stall auf dem Hofe einige Stücke Rehwild barg, welche mit dem besten Körnerfutter genährt wurden. Dieses Durchwintern von Rehwild war es, was die hungernden Bewohner von Poley am meisten empörte, sie sahen darin das äußerste Maaß von Härte und Unmenschlichkeit und doch war das gerade vielleicht noch das Unschuldigste, was in dem alten, weitläuftigen, winkeligen Edelhofe in jener Zeit geschah.

Diese Rehe grade, welche das unglückliche Volk so empörten, sollten die Rettung bringen.

Um die Mittagsstunde war es, die Sonne schien gleichgültig nieder auf die eisstarrende Landschaft,

über die in einzelnen Stößen ein schauriger Ostwind hinfegte, als aus der Thür des Herrenhauses eine Frau trat, in einen schwarzen Mantel gehüllt, welcher mit kostbarem Pelzwerk gefüttert und verbrämt war. Die Kapuze des Mantels war über den Kopf gezogen und das köstliche Grauwerk der Fütterung umschloß dicht ein junges, aber langes, abgemagertes Antlitz, das noch immer schön gewesen sein würde, hätte sich nicht um die Lippen ein Zug von Ekel und Müdigkeit gezeigt, der in einem unangenehm, ja, peinlich berührendem Gegensatz zu dem glühenden Blick der großen, dunkeln Augen stand. Zuweilen zuckte es über dieses Gesicht wie Angst und Verzweiflung, dann aber ward es wieder starr und doch verloren die Augen dabei nicht den Blick wüster Begehrlichkeit, heißer Sinnlichkeit.

Diese junge Frau, der man ein grenzenloses Elend auf der Stelle ansah und dennoch zu keinem reinen Gefühl des Mitleides kommen konnte, trug in den durch Pelzhandschuhe geschützten Händen zwei Holzgefäße, in dem einen befand sich Salz, in dem andern Saatkorn.

Die Frau schritt langsam in einem schmalen Brettergang hin, welcher längs der Hofumfassung

zu einem besondern Stalle hinter dem Eckgebäude führte. Der Wind blies ihr scharf in's Angesicht und röthete es sofort lebhaft, sie schien es nicht zu fühlen, ihre Schritte waren langsam, regelmäßig, die Schritte eines Menschen, der nicht weiß, daß er geht, sondern sich nur mechanisch nach einem bestimmten Ziele bewegt.

Am Stall angekommen, schob die Frau, da sie die Gefäße in den Händen trug, mit einer ebenfalls ganz mechanischen Bewegung des Ellenbogens den hölzernen Riegel zurück und trat in den ziemlich dunkeln und geräumigen Stall. Vier Rehe kamen sofort der Eintretenden entgegen und umdrängten sie schmeichelnd mit den anmuthigsten Bewegungen. Da zeigte sich plötzlich ein ganz anderer Ausdruck in dem Gesichte der Frau, die Züge belebten sich, eine wirklich kindliche Freude gab sich kund, sie sprach zu den Thieren mit sanfter, lieblicher Stimme, sie fütterte dieselben und streichelte sie. Wer die Frau draußen gesehen, der hätte schwerlich geglaubt, daß ihr Antlitz einer solchen Veränderung fähig sein könne. Es war ein Kind, was da mit den Rehen spielte und ihnen flüsternd zärtliche Namen gab.

„Frau Agnes von Friesach!“ sprach plötzlich eine Stimme aus dem dunkeln Hintergrund des Stalles. Die Dame fuhr bei diesem Klange zusammen und spähete mit vorwärts geneigtem Haupte nach der Richtung, von welcher her die Stimme kam; Furcht zeigte sie nicht.

„Edle Frau von Friesach!“ rief es zum zweiten Male.

„Wer redet mich an?“ fragte die Frau von Friesach und trat muthig einen Schritt vor.

„Ein Mann,“ hieß es, „der Euch schon drei Tage hier belauscht hat und nun weiß, daß Ihr ihn nicht verrathen werdet!“

Es zog ein verächtliches Lächeln um den Mund der Frau.

„Darf ich zu Euch sprechen, edle Frau?“ fragte die Stimme wieder.

„Tretet vor und zeigt Euch!“ lautete die herrische Antwort.

Boldewyn, der Schmied, trat in seinem alten Lederkittel, auf eine Eisenstange gestützt, hervor.

„Wer seid Ihr, alter Mann?“ fragte die Dame, den Greis so scharf musternd, als das bei dem Halbdunkel, welches in dem Stalle herrschte, möglich war.

„Hat Euch, edle Frau," fragte der Schmied dagegen, „Euer seliger Herr niemals den Namen Boldewyn genannt?"

„So seid Ihr Boldewyn, der Schmied?" rief die Frau lebhaft und eine gewaltige Rührung zitterte in ihrer Stimme.

„Ich wußte, daß der selige Junker Wedigo Euch meinen Namen genannt haben mußte!" flüsterte Boldewyn.

„Mein geliebter Wedigo, mein theurer Herr!" sprach die Wittwe sinnend und heiße Thränen flossen über ihre Wange.

Sie legte beide Hände auf die Schultern des Greises und rief gerührt: „Ihr seid der alte, treue Boldewyn, von dem mein lieber, seliger Junker noch in seiner Todesstunde sagte: ach! Agnes, wenn der alte Boldewyn bei uns gewesen wäre, wir wären nie hierher gekommen und ich dürfte so jung nicht sterben! Boldewyn, warum seid Ihr nicht bei uns gewesen?"

„Mein Junker ist gemordet worden und ich glaube, daß ich den Mörder kenne!" zischelte der Greis der Wittwe in's Ohr.

„Ich kenne ihn jetzt auch!" erwiederte das junge

Weib ebenso leise, doch ohne besondere Bewegung zu zeigen.

„Und wie kommt's," fragte Boldewyn nach kurzer Pause, „daß die Wittwe Wedigo's den Mörder ihres Herrn nicht flieht?"

„Es fesseln mich Bande an ihn, die ich nicht zu zerreißen vermag!" entgegnete die junge Frau tonlos.

„Welche Bande vermöchten das?" fragte Boldewyn kopfschüttelnd.

„Die stärksten und härtesten, die es giebt, die Bande der Sünde und der Mitschuld!" lautete die Antwort, die in ihrer Einfachheit etwas Empörendes hatte.

„Es ist nicht möglich," rief Boldewyn erschrocken, „Ihr könnt nicht die Hand zum Morde Eures Herrn geboten haben, Weib!"

„Wer sagt das?" erwiederte die Wittwe leidenschaftlich, „nein, ich habe den Verderber und Mörder nicht geahnt in dem schlauen, boshaften Menschen, ich habe ihn für unsern besten Freund gehalten, mein Wedigo ist in dem Glauben gestorben, daß er sein Freund sei, er hat mich ihm sterbend empfohlen und der Teufel hat mich in Tod und Ver-

dammniß gelockt und gezwungen. Alter Boldewyn, mein Elend ist so groß, daß ich's nicht zu tragen vermöchte, wenn ich's nicht zu vergessen wüßte, aber an dem Tode meines geliebten Herrn bin ich unschuldig und ich war rein, so lange er lebte, erst nach seinem Tode bin ich in die Gewalt dieses furchtbaren Menschen gerathen!"

Boldewyn schwieg, es kam ihm Alles dies so schrecklich seltsam vor.

„Alter Mann," fuhr die Frau hastig fort, „Du glaubst mir nicht, ah! von Dir allein wünschte ich, daß Du mir glaubtest; siehe, als ich auf der Reise von Krakau hierher in Berlin meine Stunde nahe fühlte, da wußte ich noch so wenig von der Elendigkeit und Bosheit dieses Mannes, daß ich ihn bat, meinen armen Knaben aus der Taufe zu heben, ich hielt ihn für meinen einzigen Beschützer, ich bat ihn, dem Kinde ein Vater zu sein und er sagte, daß er es sein wollte, wenn ich sein Gemahl würde. Das habe ich ihm versprochen, wenn die Trauerzeit um sei; Gott ist mein Zeuge, daß ich auch damals noch glaubte, er mache der Wittwe seines todten Freundes nur darum dieses Anerbieten, um so besser für den Sohn seines Freundes sorgen zu können. Die

Augen sind mir erst hier aufgegangen. Barmherziger Gott erbarme Dich meiner! Heilige Jungfrau bitte für die arme Sünderin!"

Der Greis sah die gerungenen Hände des armen Weibes, er sah ihr bethräntes Antlitz, er ahnete das furchtbare Weh, das auf dieser Frau lag und seine Seele bebte, er war keines Wortes mächtig.

Das unglückliche Weib aber, welches wohl lange darnach geschmachtet haben mochte, sein Herz durch eine offene Mittheilung zu erleichtern, fuhr hastig fort: „Hier hatte er mich vollständig in seiner Gewalt, Niemand durfte zu mir, hier warf er die Maske ab, und als ich ihn wegen seiner schändlichen Buhlerei mit den Dirnen strafte und ihm erklärte, daß ich das Weib eines solchen Mannes nie werden, daß ich ihm meinen Knaben nicht anvertrauen würde, da höhnte er mich mit trunkenem Munde und enthüllte mir frech das bübische Spiel, das er mit meinem seligen Herrn getrieben von Anfang an, um mich ganz in seine Gewalt zu bringen. Ich habe Entsetzliches ausgestanden seitdem, alter Mann, das Furchtbarste, was ein Weib erdulden kann, das habe ich erduldet, ich bin so schändlich und so erbärmlich geworden durch diesen Teufel, daß ich mich

oft selbst frage, warum der Himmel nicht einfällt über einer solchen Verbrecherin, wie ich bin! Höre, alter Mann, als der Teufel erkannte, daß ich entschlossen sei, nicht sein Weib zu werden, da er nicht wagen durfte, mich zum Altar zu schleppen, aus Furcht, daß sein Wesen offenbar würde, da rief er mir zu: „und willst Du nicht mein Gemahl werden, schöne Agnes, so sollst Du doch meine liebe Buhlerin werden!“ Er hat Wort gehalten, ich bin seine Buhlerin geworden, sein verworfenes Kebsweib. Freilich habe ich gekämpft und gerungen, aber wer kann gegen diesen Teufel ankämpfen? er nahm mir mein Kind fort, meinen lieben Knaben, er machte seine Rückgabe zum Preis meiner Umarmung, da ist mein Widerstand gebrochen, seitdem bin ich sein Kebsweib, seine Magd, nichts weiter als das, aber ich werde doch mein Kind haben, so lange ich lebe! Ich werde nicht lange mehr leben, Niemand kann ein solches Elend lange tragen, Ihr kennt noch nicht das Tiefste meiner Schmach, Ihr würdet es nicht verstehen, wenn ich auch Worte fände, es Euch zu sagen, alter Mann, Ihr müßt mein Kind retten, wenn ich dahin bin, es ist Eures Wedigo Sohn, Ihr müßt, Mann!“

„Ich werde es, unglückliche Frau," entgegnete der greise Schmied, „ich werde sein Kind retten und auch Euch!"

„Mich?" rief die Frau, „nein, ich will nicht gerettet sein, mich kann nur der Tod retten!"

„Dann werde ich Euch rächen!" raunte ihr Boldewyn zu.

Es zuckte wie ein Blitz über das Gesicht der Unglücklichen, aber sie ließ die Hände matt sinken und sprach muthlos: „es giebt keine Rache auf Erden für das, was hier geschehen!"

„Doch, doch!" rief der Greis eifrig, „Ihr seid die rechtmäßige Erbin von Poley, nicht dieser Teufel, ich werde —"

„Ihr werdet nichts thun," unterbrach ihn die Wittwe, „denn Ihr könnt nichts thun gegen ihn, ohne meine Schmach und Schande offenbar zu machen, ohne meines armen Knaben eheliche Geburt zu verdächtigen, ohne mich und ihn noch elender zu machen. Glaubt mir, er hat Alles bedacht, er ist seiner Sache sicher. Laßt die elende Buhlerin dahinsterben, aber sorgt für mein Kind! ich habe einen Plan zu seiner Rettung erdacht; ich hielt ihn für nicht ausführbar, jetzt habe ich in Euch einen

treuen Mann, Ihr werdet von mir hören; nun laßt mich scheiden, er ist stets mißtrauisch. Wann ich Euch wieder sprechen kann, werde ich Euch ein Zeichen geben; ich habe hier im Hause auch Freunde!"

Boldewyn staunte, mit welcher Ruhe die Frau plötzlich sprach.

„Edle Frau," sprach er sich mühsam fassend, „habt Ihr in irgend welcher Weise noch Einfluß auf Euren Verderber, so erinnert Euch, daß Ihr die rechte Erbin von Poley seid, daß es Eure heilige Pflicht ist, für Eure Unterthanen zu sorgen!"

„Jetzt verstehe ich Euch nicht!" antwortete die Wittwe nachdenklich.

„Die armen Menschen im Dorf verhungern und auf diesem Hofe liegt Mehl und Korn die Fülle!" sagte Boldewyn mit rührender Bitte.

Die Frau stand sinnend einige Augenblicke, dann begann sie zu lachen, es war das ein entsetzliches, ein gräßliches Lachen und heiser sprach sie: „ei, ja, Mann, ich habe noch Einfluß auf ihn, ei ja, ich bin ja eine Poley, die Leute gehören zu meinem Hause, sie dürfen nicht verhungern, es ist meine Pflicht, sie vor dem Hungertode zu schützen, ei, wie

gut, daß ich noch Einfluß auf ihn habe, ich bin ja noch eine schöne Frau!"

Sie lachte wieder in der entsetzlichsten Weise, nahm die Holzgefäße vom Boden auf und ging hinaus, ohne sich weiter weder um die Rehe noch um Boldewyn zu kümmern. Sie legte die Riegel vor die Thür, Boldewyn hörte sie in der Ferne noch immer lachen.

„Gott steh mir bei!" sagte der alte Mann und faltete die Hände, „solche Töne habe ich noch nie vernommen! ich hätte wohl nicht so reden dürfen, ja, es ist mir so, als hätte ich nicht von ihrem Einfluß auf den Junker anfangen sollen, aber es ist zu schrecklich, den Hungerjammer alltäglich vor Augen zu haben und nicht helfen zu können!"

Er warf sich in das Stroh, das für die Rehe hingestreut worden, da lag er lange und sann über das Elend der Frau, der Wittwe seines lieben seligen Junkers. Es ward ihm plötzlich unwohl, aber er lächelte, denn er kannte den bösen Gast schon, es war der entsetzliche Hunger, denn auch er hatte diesen Tag noch nicht einen Bissen gegessen. Plötzlich übermannte ihn der Hunger, er raffte eine

Hand voll der Körner auf, welche Agnes den Rehen vorgeworfen und steckte sie in den Mund.

Die Rehe sahen dem Manne wie verwundert zu, drängten sich an ihn, als wollten sie ihn trösten und er streichelte sie und dachte immer kauend und die Körner mit seinen scharfen Zähnen zermalmend: „die Rehe sind doch bessere Menschen, als dieser Teufel von Poley!“ Als er das aber gesagt, da kam's ihm vor, als sei das Unsinn gewesen, er bekümmerte sich aber nicht weiter darum, er dachte gar nichts mehr, er hatte nur noch Hunger und suchte überall die Körner zusammen, um sie zu essen. Als er aber nirgend ein Korn mehr fand, da fiel er ermattet in's Stroh und entschlief augenblicklich, die Rehe aber legten sich zutraulich neben ihn und wärmten ihn mit ihren schlanken Leibern.

Während der greise Freund von vier Generationen des Hauses Friesach bei den Rehen im Stalle schlief, von Hunger und Mattigkeit übermannt, war die Wittwe Wedigo's hinaufgegangen in ihr wohldurchwärmtes Schlafgemach, wo ein zartes Knäblein auf einer Decke am Boden saß und mit sauber geschnittenen Holzklötzen jauchzend sein Spiel trieb,

von den Augen einer jungen hübschen Dirne behütet.

Frau Agnes raffte ihr Kind vom Boden mit einer leidenschaftlichen Hast, drückte es an ihr Herz, küßte es unter Thränen und gab ihrer Aufregung einen so mächtigen Ausdruck, daß die Dirne ihr halb staunend, halb ängstlich zusah, während das Kind, wahrscheinlich an diese vulkanischen Ausbrüche der Mutterzärtlichkeit schon gewöhnt, duldend die Augen schloß. Agnes war völlig erschöpft, als sie das Kind der Wärterin gab und ihr befahl, es in den Saal zu bringen, sie wolle allein sein.

Das Mädchen, welches eine wirkliche Zuneigung zu dem Kinde hatte, ging damit in ein weites, aber niedriges Gemach auf der andern Seite des Flurs, welches man auf Haus Poley den Saal nannte; hier war es ziemlich frisch, obwohl den ganzen Tag über ein mächtiges Feuer in dem großen Kamine brannte, der kleine Werner aber war gern hier, weil er hier toben, laufen, klettern und schreien konnte, was er in Gegenwart der krankhaft gereizten Mutter nicht durfte. Das Mädchen spielte hier mit dem Knaben, als der Junker Torban Paridam eintrat; ohne sich um des Kindes Gegenwart zu küm-

mern, faßte der Junker die Dirne fest am Arm und liebkos'te sie in derber Weise, was sie zwar geduldig litt, aber nicht erwiederte, dann fragte er: „wo ist Deine Herrin!"

„Die Frau ist drüben," entgegnete die Dirne lebhaft, „sie war wieder so, daß ich dachte, sie würde das Kind todt drücken, ich fürchtete mich vor ihr!"

Augenblicklich drehte sich der Junker um und ging nach der Thür, ein hämisches Lächeln lag um seine Lippen, als er leise zu sich selbst sagte: „in wilder Aufregung ist sie am schönsten, ich darf das nicht versäumen!"

Einige Minuten später stand er vor der Frau, die todesbleich und schwer athmend auf einer Polsterbank lag. Er stand hochaufgerichtet und spähete nieder, wie die häßliche Schlange um einen Baumzweig geringelt niederspäht auf ihre Beute; es war in des Junkers Antlitz eine wahrhaft empörende Mischung von lüsterner Begehrlichkeit und kalter Grausamkeit.

„Beim Teufel, Agnes," sagte er rauh, „mein Liebchen, ich habe Dich lange nicht so reizend gesehen wie heute!"

Die unglückliche Frau antwortete nicht, aber der

Junker hatte Recht, denn seit er nieder zu ihr blickte, hatte sich der Anblick der Frau merkwürdig verändert; die Augen des schönen Weibes flammten in unheimlicher Gluth und auf ihren Wangen brannte ein tiefes Roth, sie hätte nur eine Epheuranke in das fessellos niederhängende Haar zu schlingen brauchen, um das vollkommene Bild einer Bachustrunkenen Mänade zu sein. Auch das harte, fahle Gesicht des Junkers belebte und röthete sich beim Anschauen der Frau. Jetzt faßte er ihre Hand, sie entriß ihm dieselbe heftig, er beugte sich nieder zu ihr, sie stieß ihn mit einer solchen Kraft zurück, daß er taumelte; fluchend sprang er wieder auf sie zu, sie schnellte empor und schlug ihn heftig in's Gesicht. Starr, wie von einem Zauberschlag getroffen, stand der Junker, als er den Schlag empfangen, grimmiger Zorn verzerrte sein Gesicht, aus welchem trotzdem die Begehrlichkeit nicht schwand.

„Wahnsinnige, reize mich nicht länger!" keuchte er aus tiefster Brust.

„Wahnsinnig!" kreischte die Frau schneidend und stand vor ihm und ihr Gesicht war dem seinen so nahe, daß ihr heißer Odem ihm wie Feuer in's Gesicht schlug, ihre Blicke flammten einander an,

mit den Blicken bekämpften sich diese beiden Menschen, es war ein stiller, furchtbarer, fast minutenlanger Kampf, dann sanken die Blicke des Weibes besiegt nieder; der Junker aber packte die Frau, wie ein Tiger seine Beute packt, und drückte sie mit solcher Gewalt an sich, daß ihr ein leiser Wehelaut entfuhr. Im nächsten Augenblicke aber hatte sich Agnes losgerissen, den Junker zurückgestoßen und zischte ihn grimmig an: „Wahnsinnig bin ich, Du Teufel, Du hast mich wahnsinnig gemacht!"

„Ha! Du bist nie so schön, als wenn Du wahnsinnig bist, Liebchen!" entgegnete der Junker.

„Teufel, ich bin Dir dankbar, daß Du mich wahnsinnig gemacht hast," kreischte Agnes auf und lachte gräßlich, „Du hast mich wahnsinnig und schön gemacht!"

„Ich habe Dich schön gemacht, schön, Agnes! sei dankbar und zärtlich!"

Der Junker näherte sich dem Weibe wieder, dieses fuhr auf ihn zu, schlang mit einem wilden Jauchzen seine Arme um des Junkers Nacken und drückte ihre Lippen auf seinen Mund, dann sprang sie zurück und schaute ihn mit funkelnden Augen an. Das Antlitz des Junkers war gräßlich, es verrieth

eine wüthende Aufregung, der Mann war auf jenem Punkte, wo alle schlechte Leidenschaften auf ein Mal erwacht sind und nun als eine einzige Höllenflamme das ganze Wesen des Menschen durchlodern; der Augenblick war da, in welchem die Mordlust Liebesschwüre stammelt und die Wollust mordet.

„Agnes!“ keuchte der Junker mit rollenden Augen und zuckenden Lippen, während sich seine Nasenflügel weit öffneten, „mein Dolch traf den elenden Wedigo, der mich für seinen Freund hielt!“

Das Weib lachte hell auf, Agnes mußte wirklich wahnsinnig sein und der Junker dazu.

„Der Teufel hat mich schön gemacht und ich muß ihm dankbar dafür sein, dankbar und zärtlich!“ rief die Frau und sie sprang wieder an den Junker heran, sie umarmte ihn und küßte ihn wieder und abermals entzog sie sich ihm.

Ihre Zärtlichkeit hatte einen entsetzlichen Einfluß auf den Elenden, sie steigerte noch seine Wuth, er faßte nach ihr und riß ihr den Aermel in Fetzen vom Arm, dann schlug er seine Nägel wie eine Tigerkralle in das weiße, weiche Fleisch des Oberarms, daß augenblicklich Blut kam, aber jetzt fühlte die Wahnsinnige keinen Schmerz, oder verrieth we-

nigstens keinen Schmerz, aber sie schlug ihren rechten Arm um den Nacken des Junkers, zog seinen Kopf an sich und biß ihn so wüthend in die Wange, daß derselbe laut aufheulte und sie von sich schleuderte.

Mit vorwärts geworfenen Armen, wie eine Pantherkatze zum Sprunge geschickt, stand die Wahnsinnige; der Junker war todtenblaß, er besah mit einem seltsamen Blick seine Hände, die Rechte war roth von dem Blut der Frau, die Linke, mit welcher er seine Wange abgewischt, roth von seinem eigenen.

„Blut!" flüsterte er leise.

„Blut! Blut!" kreischte die Wahnsinnige und lachte schaurig hinterher, „der Teufel fürchtet sich vor Blut!"

Und wieder war sie mit einem Satze bei ihm und küßte ihn und wieder sprang sie zurück.

Das Weib war wahnsinnig, aber es wußte in seinem Wahnsinn, was es that, denn auf's Neue färbte dunkle Gluth die Wange des Junkers und in wilder Aufregung faßte er sie. Ein gräßliches Ringen begann.

„Ich zerreiße Dich!" keuchte der Mann.

„Ich beiße Dich!" kreischte das Weib.

Im nächsten Moment tönte ein schneidender Wehlaut, Agnes sprang lachend hinter einen Tisch, der Junker schüttelte die Hand, in welche das Weib gebissen.

„Der Teufel wird toll, ein toller Hund hat den Teufel gebissen!“ heulte die Frau triumphirend, aber in dem Augenblick warf der Junker den Tisch bei Seite und faßte sie auf's Neue. Minutenlang war das stumme Ringen, was nun folgte, man hörte nur die beiden Wahnsinnigen keuchen. Der Junker hatte Riesenkräfte, aber der Wahnsinn ist stärker als der stärkste Mann, ein Faustschlag traf das Auge des Mannes und mit zerrissenen Kleidern, halbnackt, entwand sich Agnes seiner Umarmung.

Wie wilde Thiere belauerten sich Beide einige Minuten, dann rief die Frau: „wir wollen Frieden machen, Teufel, Du hast mich ja schön gemacht!“

„Frieden!“ keuchte der Junker, der trotz der wahnsinnigen Aufregung, in welcher er sich befand, zu begreifen anfing, daß die Wahnsinnige stärker war als er.

„Was gibst Du mir für den Frieden?“ fragte Agnes näher tretend und sah ihm so gräßlich ver-

langend, so wollüstig grimmig in's Gesicht, daß der Teufel selbst entzückt gewesen sein würde.

„Alles, Alles gebe ich Dir, Alles was Du willst!" rief er und faßte die Hand des Weibes.

Agnes schwieg und glühete ihn an mit ihren furchtbaren Blicken.

„Soll ich die Dirne zu Tod peitschen lassen?" fragte der Junker schmeichelnd in ächter Teufelsart.

„Der Teufel ist dumm!" höhnte die Wahnsinnige.

„Was willst Du, sprich! sprich!" drängte der Junker und küßte seine furchtbare Gegnerin.

„Noch ist nicht Friede!" kreischte Agnes und stieß ihn machtvoll zurück.

„Sprich, was willst Du!" bat der Junker mit zitternder Stimme.

Es zog wie ein heller Schein plötzlich über das Antlitz der Unglücklichen und hastig rief sie: „ich will hundert Brode haben!"

„Ich gebe Dir hundert Brode!"

„Dazu will ich fünfzig Tonnen Mehl haben!" fuhr Agnes fort.

„Ich gebe Dir fünfzig Tonnen Mehl!"

„Dazu will ich noch hundert Säcke Korn haben!" rief das Weib grimmig und stampfte mit dem Fuße.

„Ich gebe Dir hundert Säcke Korn!"

„Frieden!" sprach sie dann und lächelte wieder so verlockend.

Der Junker wollte sie umarmen, aber sie trat zurück und sprach: „Erst will ich hundert Brode, fünfzig Tonnen Mehl und hundert Säcke Korn haben!"

„Ich gebe Dir Alles! ich verspreche es!"

Agnes lachte hell auf und rief: „ich traue dem Teufel nicht; laß den Lehnmann aus dem Dorfe rufen und den Müller und übergib ihnen Brod, Mehl und Korn zur Vertheilung an die Leute im Dorf, hier unten auf dem Hofe, ich will's von hier oben mit ansehen, wenn ich's gesehen habe, dann komme herauf, dann bin ich Dein, Teufel, nicht eher!"

Einen Augenblick überlegte der geizige Junker, ob er es nicht doch lieber noch ein Mal mit Gewalt versuchen sollte, aber Agnes lächelte ihm so höllisch heiß und verlockend zu, er zitterte vor ihrem Blicke, er verließ mit einem raschen Entschluß das Gemach und ging hinaus. Die Wahnsinnige aber klatschte in die Hände, tanzte im Zimmer herum und öffnete das kleine Fenster, das nach dem Hof ging. Die

scharfe Kälte traf sie, sie war ja fast nackt, aber sie schien sie nicht zu fühlen, bald aber fuhr sie schaudernd zusammen, da holte sie ihren Pelzmantel, hüllte sich hinein und wich nicht von dem Fenster. Bald vernahm sie die zornig befehlende Stimme des Junkers, Knechte und Mächte liefen hin und her, alle Hände, die im Herrnhofe waren, mußten anfassen, mit grimmigem Fluchen trieb der Junker zur Eile.

Mehltonnen wurden auf den Hof gewälzt, Kornsäcke aufgeschichtet, eine fieberhafte Thätigkeit herrschte, Agnes lachte schneidend in sich hinein, als sie den Junker sah, der sich ein breites Pflaster auf die Bißwunde gelegt, sie zählte aber dabei sorgfältig die Säcke und die Tonnen.

„So muß der Teufel die Noth der armen Menschen lindern!" sagte sie leise und mit einem Anfluge von weicher Empfindung, gleich darauf lachte sie wieder höhnisch und sprach: „was wird sich der geizige Teufel morgen ärgern, wenn er von seinem Rausch erwacht!"

Sie traf das Richtige, der Junker war in einem Rausch befangen, der Dämon der Wollust hatte ihn gepackt und willenlos gemacht, mit scheuer Furcht

sah ihn sein Gesinde von der Seite an, sie hatten den harten, höhnisch kalten Herrn noch nie so gesehen.

Der Müller und der Lehnmann trafen mit ihren Wagen ein, sie trauten ihren Augen, ihren Ohren nicht, als ihnen der Junker grimmig fluchend sagte, er sei des Jammerns über den Hunger überdrüssig, er wolle den Leuten im Dorfe hundert Brode, fünfzig Tonnen Mehl und hundert Säcke Korn unter der Bedingung schenken, daß er hinfort nicht mehr angebettelt und mit dem Dank für die Gabe verschont werde. Die beiden Leute waren keines Wortes mächtig, aber sie nahmen, was sie bekamen, sie beluden die jetzt erscheinenden Wagen, es kamen Leute aus dem Dorfe, welche halfen, aber auch gierig sofort über das Brod herfielen, das der Lehnmann vertheilte.

Einen Augenblick verschwand Agnes von dem Fenster, aber sie nahm ihren Platz gleich wieder ein und sah scharf zu dem Junker nieder, zu welchem jetzt die Kindsmagd trat und mit lauter Stimme sprach: „Meine Frau läßt Euch sagen, strenger Junker, Ihr möchtet den armen Leuten doch einen warmen Trunk reichen lassen, es ist Feuer unter dem Kessel!“

„Ja, ja,“ rief der Junker hastig, „füllt den

Kessel mit Bier, schneidet Brod ein, gebt den Leuten eine gute Biersuppe, aber beeilt Euch, oder der Teufel soll Euch alle holen!"

Die Leute glaubten an Zauberei.

Nach und nach füllte sich der Hof, die hungernden Menschen froren nicht trotz der entsetzlichen Kälte, denn sie konnten essen, die Frauen kamen mit ihren Kindern, um ihren Theil an der Biersuppe zu erhalten; als der letzte Wagen von dem Hofe fuhr, war es fast dunkel, da erst zog sich Agnes von ihrem Fenster zurück. Sie lief unaufhörlich auf und ab in ihrem Zimmer wie ein wildes Thier in seinem Käfig. Nur zuweilen horchte sie auf, wenn der Junker auf die Dankesworte und Segenswünsche der armen Leute mit gräßlichen Flüchen antwortete und die Leute, die er gesättigt hatte, zornig vom Hofe jagte.

Auch Boldewyn, der Schmied, fand die Seinen bei Brod und Mehl schmausend; er wußte woher das kam und betete leise. Am andern Tage aber sagte man im Dorfe, daß eine Frau von Friesach den geizigen Junker gezwungen habe zu seiner Spende er habe sich lange gesträubt, aber endlich doch nachgeben müssen. Noch zwei Mal in dieser furchtbaren

Nothzeit mußte der Junker Mehl und Korn vertheilen und es gab keinen Menschen im Dorfe, der nicht die edle Frau segnete. Aber es wußte auch Keiner, wie viel dieses Brod der unglücklichen Agnes kostete, auch Boldewyn erfuhr es viel später erst.

Boldewyn hat die unglückliche Frau noch oft gesprochen; auch er erkannte bald, daß Agnes wahnsinnig war, daß sie aber diesen Wahnsinn für gewöhnlich mit einer Schlauheit ohne Gleichen zu verstecken verstand, so daß selbst der Junker nicht wußte, ob er wirklich eine Wahnsinnige vor sich habe. Als im Frühling der Schmied die unglückselige Frau nicht mehr in dem Stall sprechen konnte, wußte dieselbe mit einer unübertrefflichen List doch Zusammenkünfte herbeizuführen und nicht nur mit ihm, sondern auch mit dem ältern Voigt von Lahntop, mit welchem der Schmied bekannt geworden. Diesen beiden Männern vertraute Agnes Alles an, was sich auf die Zukunft ihres Kindes bezog und ihre Pläne waren meist so fein und so richtig überlegt und gingen so glatt darauf hinaus, ihren Knaben zu schützen vor der Verfolgung des Junkers, daß sich für denselben unter den gegebenen Verhältnissen gar nichts besseres finden ließ. Es kam darauf an,

dem Junker jedes Mißtrauen zu benehmen, er durfte keine Ahnung haben, daß ihm der kleine Werner gefährlich werden könne, so lange dieser nicht im Stande war, sich selbst zu schützen, deßhalb sollte er erst im achtzehnten Jahr das Geheimniß seiner Geburt kennen lernen. Darum mußte er auch bei dem Junker bleiben, nur sollte Boldewyn ein wachsames Auge haben und ihn hüten.

Unsere Leser wissen zum Theil schon, wie das geschah und wie richtig die Wahnsinnige doch in ihrer Mutterliebe gerechnet; sie kannte den Teufel; sobald sich Werner von Poley entfernt hatte, verfolgte ihn der Junker, wir wissen, daß selbst ein Mordversuch gegen ihn verübt wurde.

Der Voigt von Lahntop, um das gleich hier zu erwähnen, erfuhr erst durch den Schmied Boldewyn, daß die Frau, welche bei ihm starb, deren Kind er zu sich nahm und später mit seinem Sohne vermählte, auch die Großmutter Werners war. Frau Wanda von Nalencz, die schöne Polin, welche in erster Ehe mit dem Ritter Hermann von Poley vermählt war, hatte in zweiter Ehe einen braunschweigischen Ritter von Oberg geheirathet, zum andern Male Wittwe geworden, beraubt und ver-

trieben, hatte sie sich auf den Weg gemacht, um mit ihrem Kinde zweiter Ehe, mit Lieske, in das Land über der Oder zurückzuziehen, wo ihr noch Burg Golyn gehörte, die freilich, was sie nicht wußte, unterdessen verheert und verbrannt worden war. Boldewyn hatte die Wappen von Nalencz und Oberg erkannt, weiter nachgeforscht und endlich Gewißheit erlangt. Es war dem Voigt, der anfänglich aus Milde das kleine Fräulein in sein Haus aufgenommen, denn die Habe der Frau von Oberg war ganz dürftig, sehr angenehm, daß er es später mit seinem Sohne vermählen konnte. Er führte nach und nach seine Familie in die Reihen des Adels ein; Grundbesitz hatte er erworben, die Heirath des Sohnes mit einem Fräulein half immerhin mit; so ist im Mittelalter manches Geschlecht in den Adel gekommen.

Die unglückliche Agnes aber hatte in ihren guten Stunden den Schmied Boldewyn völlig zu ihrem Vertrauten gemacht; der Greis erkannte mit innerem Entsetzen, welch eine edle, schöne Menschenseele, freilich nicht ohne deren eigene Mitschuld, der Junker von Poley in ihr zu Grunde gerichtet hatte. Auch in ihm war die Sehnsucht nach Rache an dem Junker

zeitweise zum Wahnsinn geworden. In diesem Sinne sahen wir ihn auf den Knaben wirken.

Agnes von Friesach konnte schon im Spätsommer nicht mehr ausgehen, sie fiel zusammen und ihre Schwäche wurde groß, eine treue Pflegerin hatte sie an Ilse, der Magd; sie starb als die Blätter im Herbst fielen, der Junker hatte sie geflohen, seit sie darniederlag, aber hinter seinem Rücken hatten Ilse und Boldewyn einen Ordensgeistlichen an das Sterbebett der Unglücklichen geführt.

Das war der Inhalt der Schriftbündel, welche Werner durchlas; wir sagen nichts von den Gefühlen, die ihn ergriffen, als er also das Räthsel seiner Geburt und seiner Kindheit gelöst sah. Er war aber ein fester Mann, der die Belege und Documente prüfte und seinen Entschluß faßte.

Fünftes Capitel.

Erfüllung.

Kennt unser freundlicher Leser dort den hübschen Backsteinbau auf märkischer Haide noch? Die beiden rothen viereckigen Thürme, die so stolz aufragen aus dem Waldesgrün und doch auch so traut verbunden mit ihm erscheinen? Unsere Erzählung kehrt zu ihren Anfängen und führt uns nach Haus Lahntop zurück, wo, nunmehr in ihrem eigenen Recht, die Voigte von Lahntop sitzen.

Das ehemalige Jagdschloß der hochmächtigen Askanier ist lieblich geschmückt; zwei stattliche Birken stehen an dem Aufgang zur Zugbrücke und von dem Thore bis zur Hausthür ist ein Spalier von Maien gebildet, die Bahn zwischen den Birken aber mit zerschnittenem Calmus und weißem Sand sauber bestreut; Laubkränze und Laubgewinde zieren Thüren

und Fenster, von dem Adlerthurm aber flattert ein weißes Banner mit drei rothen Adlerflügeln in Sonnenlicht und reiner Frühlingsluft.

Es ist Pfingstsonnabend, aber es ist nicht Pfingstsonnabend wie alle Jahre, denn sonst stünde das Hausgesinde dort nicht so müßig und schon mit den Festkleidern angethan am Tage vor dem Feste. Nach Calmus und frischem Festgebäck duftet das ganze Haus.

Knechte und Jagdleute stehen in einem Trupp auf der Sandscholle beim Aufgang zur Zugbrücke, sie reden just nicht viel, das ist nicht brandenburgischer Männer Art, aber auf den breiten, braunen Gesichtern liegt es doch wie festlicher Glanz, wie freudige Erwartung und oft hebt sich die mächtige Hand an die Stirn, ein Dach bildend für die Augen, die scharf nach der sonnebeschienenen Waldecke späheten. Die Leute standen da seit Mittag schon und jetzt war es fast vier Uhr Nachmittags, aber ungeduldig waren sie nicht geworden.

Endlich wirbelte eine Staubwolke drüben an der Waldecke auf, mit breitem Lächeln machten die Leute darauf aufmerksam, die Staubwolke kam rasch näher und endlich schoß ein kleines, schwarzes Rößlein mit

langen Mähnen und wehendem Schweif daraus hervor, welches ein Mägdlein von etwa zwölf Jahren in flatterndem weißen Gewande trug.

„Lütke Lieske! lütke Lieske!" riefen die Leute jubelnd.

„Sie kommen! sie kommen!" antwortete das Mägdlein mit dem lachenden, hoch gerötheten Antlitz und jagte, von acht bis zehn bellenden Hunden umsprungen, in den Hof, vermied aber die saubere Bahn zwischen den Maien und ließ sich an der Hausthür vom Roß gleiten; die wilde kleine Reiterin warf das lange Haar aus der glühenden Stirn und rief: „Mutter, Mutter, sie kommen, sie werden gleich hier sein!"

Um ihren Liebling, das zottige schwarze Pferdchen bekümmerte sich lütke Lieske gar nicht. Das stand still und spitzte die Ohren, denn Trompetengeschmetter klang jetzund vernehmlich von der Waldecke herüber.

Aus dem Hause aber trat eine schmucke, stattliche Frau in blauem Gewande und einem Ueberkleide von der feinsten weißen Leinwand, welche statt der Haube ein weißes Tüchlein auf dem Haupte trug, das unter dem Kinne zusammen gebunden war. Es war ein freundlich heiteres Angesicht, welches

unter dem Tüchlein hervorschaute; jung war's nicht mehr, aber frisch und schmuck war's doch noch, obwohl die Jahre nicht spurlos daran vorüber gegangen waren.

Die Hausfrau faßte ihres Töchterleins Hand und ging außerhalb der Bahn mit ihm nach dem Hofthor, das zottige schwarze Pferdchen lief wie ein Hündlein mit allen Hunden hinter seiner jungen Herrin her, darnach aber kamen die Mägde mit großen silbernen Kannen und Bechern.

Als Mutter und Tochter an das Thor traten, sahen sie eine gewaltige Staubwolke über die Haide kommen, sie stellten sich vor der Zugbrücke auf, hinter ihnen aber standen die Jagdleute mit ihren Hörnern, ihnen gegenüber aber die Knechte. Als nun die Trompeten drüben wieder schmetterten, da bliesen die Jagdleute eine Hornfanfare als Gegengruß.

Gleich darauf öffnete sich die Staubwolke und es wurden zuerst drei Reiter sichtbar.

„Der in der Mitte mit dem schwarzen Mantel und dem weißen Kreuz darauf," sagte Frau Lieske mit freudebebender Stimme zu ihrer Tochter, „ist unser Oheim Herr Werner Todt von Friesach, der würdige Comthur von Supplingenburg, des Herrn

Churfürsten geheimer Rath und Hauptmann von Spandow, der Reiter rechts von ihm ist der churfürstliche Landvoigt Herr Diethloff von Arnim!"

„Und links ist der Vater," fuhr lütke Lieske eifrig fort, „und hinter ihnen kommen Ehlert, Behrend, Friedrich, Waldemar und Werner, sieh Mutter, Werner hat einen rothen Rock, Werner! Werner!" rief das Kind mit lauter Stimme, denn der jüngste Bruder, der über Jahr und Tag von Hause entfernt gewesen und mit dem Comthur nach Franken geritten, winkte dem Schwesterlein von Weitem zu. Einige zwanzig Waffenleute schlossen den Zug.

Jetzt regte der Johanniter=Comthur sein Pferd an, weithin flog der Ordensmantel, er kam in Galopp vor den Andern heran, parirte kurz vor dem Aufgang sein Roß und sprang leicht aus dem Sattel.

„Oheim, lieber Oheim!" rief Lieske und lag in Werners Armen.

„Meine liebe Base!" antwortete der Comthur mit bewegter Stimme.

Mit nassen Augen lächelte die Frau dem Manne zu, dem einzigen Verwandten, den sie hatte, nach dem sie sich so lange Jahre gesehnt hatte.

„Das ist Eure Tochter, treuliebe Base?" fragte

Werner auf das Kind blickend, das mit großem Auge zu ihm aufblickte.

„Das ist lütke Lieske!“ antwortete die Frau sich fassend.

Werner hob das Kind auf, küßte es und hielt es in seinem Arm, er setzte es auch nicht eher nieder, als bis die Andern abgestiegen waren, dann rief er seinen Pagen herbei und sagte freundlich: „da hast Du Dein lieb Schwesterlein, Werner!“

Der junge Mensch hatte aber erst seine Mutter umarmt, bevor er sein lieb Schwesterlein umhalsete.

Danach befahl Frau Lieske den Mägden, einzuschenken und brachte den großen Becher als Willkommtrunk dem Landvoigt; der strenge Ritter Diethloff von Arnim aber, ein stattlicher, wohlbeleibter Herr, mit einem runden, rothen Angesicht und klugen freundlichen Augen, lehnte die Ehre des ersten Trunkes ab und meinte, der erste Becher gehöre dem geheimen Rathe des Churfürsten und Hauptmanne von Spandow.

„Nein,“ rief Werner, „trinkt, Ritter Diethloff, Euch gebührt die Ehre, denn ich bin hier kein Gast, ich bin zu Haus hier, der einzige Blutsverwandte der Hausfrau, meiner lieben Base!“

Da nahm der Landvoigt den Becher, den die Hausfrau kredenzte, leerte ihn sittig und dankte mit zierlichen Worten, auch all die Andern nahmen den Willkommen also und der Herr von Arnim lehnte auch einen zweiten Becher nicht ab. Und warum hätte er das auch thun sollen? das Wetter war durstig und der Wein firm.

Als endlich Alle getrunken, da führte die Hausfrau ihre Gäste hinein in das Haus durch die grüne Hecke der Maien, die Waffenleute aber wurden von den Jägern in einen großen offenen Schuppen geleitet, wo ein Tisch mit Speise und Trank für sie aufgestellt war, während die Knechte die Rosse in die Ställe brachten.

In der mit Laubgewinden geschmückten Halle aber, in der schon Markgraf Waldemar der Große getafelt, da saß Frau Lieske, strahlend vor Freude, an der Tafel, zwischen Werner, ihrem lieben Oheim, und dem Landvoigt von Arnim; lütke Lieske hatte sich schmeichelnd an des Comthurs andere Seite gesetzt, ihnen gegenüber aber saß Herr Ehlert Voigt von Lahntop mit seinen fünf stattlichen Söhnen, die alle fünf ihm so ähnlich sahen, daß man schier lachen mußte bei ihrem Anblick. Frau Lieske aber,

so stolz sie sonst auf ihren Mann und seine fünf Ebenbilder war, hatte heute fast nur für ihren lieben Oheim Augen. Und Werner selbst blickte so klar und heiter, so ruhig freundlich, man sah's ihm an, daß ihm wohl war in dem Hause seiner lieben Base. Der reife, ernste Mann plauderte heiter mit lütke Lieske, deren munteres Lachen so silberhell klang; er warf dem Voigt von Lahntop glatte Scherzworte zu und richtete das Wort auch an die vier ältesten Söhne des Hauses, welche dadurch in gewaltige Verlegenheit versetzt wurden, denn obwohl breite und mächtige Mannsbilder, fühlten sie sich, in Gegenwart ihrer Eltern wenigstens, noch so sehr Kinder, daß sie fast erschrocken waren über die Aufmerksamkeit, welche ihnen der berühmte Krieger und Staatsmann bewies. Der jüngste Bruder dagegen, der Page des Comthurs, der mit im Frankenlande und am prächtigen Hofe des großen Albrecht gewesen, der wußte seinen Mund ganz wohl zu brauchen und die Vier staunten nicht wenig über die Kühnheit ihres Jüngsten.

Nach Beendigung der späten Mahlzeit hatte der Comthur ein langes Gespräch allein mit seiner lieben Base; die Verwandten hatten sich so viel zu sagen, Erinnerungen aufzufrischen und auch die Zukunft zu

bereden. Frau Lieske hatte gewiß Grund, mit ihrem Oheim zufrieden zu sein, denn sie drückte dankbar seine Hand, bevor sie endlich in die Halle zurückkehrten, wo der Landvoigt und der Voigt von Lahntop tapfer zusammensaßen und den Weinkrug eben so lustig schwenkten wie den Würfelbecher.

„Ehlert, Du wirst noch Alles verspielen, was wir der Großmuth unsres lieben Oheims verdanken!" rief Frau Lieske scherzend, denn sie wußte, daß ihr Gemahl sich in kein gefährlich Spiel einließ.

„Bei unserem Spiel wird nicht verloren, schöne Frau," entgegnete der Ritter Diethoff lachend, „wer den niedern Wurf hat, trinkt seinen Becher aus, und das ist doch sicher ein Gewinn und kein Verlust!"

„Und was gewinnt Der, welcher den hohen Wurf hat?" fragte Werner.

„Nun, der trinkt auch!" antwortete Der von Arnim langsam und trank rasch nach.

„Das ist ein seltsam Spiel!" meinte Werner.

„Es dürstet wenigstens Keiner dabei!" bemerkte Ehlert Voigt trocken und trank naß nach.

Im nächsten Augenblick saß der Comthur als Theilnehmer an diesem ernsten Würfelspiel am Tisch, Frau Lieske aber war gegangen, um nach ihrer

Wirthschaft zu sehen und sich mit ihrem lieben Jüngsten zu unterhalten, den sie doch ein ganzes Jahr lang nicht gesehen.

„Junker Werner Voigt von Lahntop auf Poley!" flüsterte die glückliche Mutter und es wurde ihr ordentlich schwer, das Versprechen des Schweigens zu halten, das sie ihrem Verwandten gegeben.

In später Abendstunde stand der Johanniter-Comthur an dem Fenster des Thurmzimmers, welches ihm zum Schlafzimmer angewiesen war; es war dasselbe Gemach, in welchem ihm, einem barfüßigen Knaben, der ältere Voigt von Lahntop einst die Goldstücke und die Papiere gegeben, die ihm auf den Dom nach Brandenburg zu gehen befahlen. Werner beugte sein Haupt weit vor aus dem engen Fenster, der kühle Nachtwind wehete ihm erfrischend um Stirn und Schläfe, sein Auge schweifte weithin über das grüne Meer, das die im sanften Mondenlicht flimmernde Haide unter ihm bildete. Aber still war die prächtige Pfingstnacht nicht, denn von fernher feierlich und ziemlich gedämpft, aber doch vernehmlich genug drang Glockenton von allen Seiten auf ihn ein. Die Glocken beierten, wie das uralte Sitte ist in Churmark in der Nacht vor Pfingsten.

Werner schaute zurück in die Vergangenheit; er gedachte jener Nacht vor dem heiligen Pfingstfeste, da er mit Ottoken und Engelke armselig im Walde vor Spandow lag, dem Beiern der Glocken lauschte und dem Engelke versprach, in der Pfingstnacht ihrer immer zu denken bei dem Glockenklang. Wohl hatte er der Jugendgespielin, der ersten knabenhaften Liebe immer freundlich gedacht in der Pfingstnacht, aber das Beiern der Glocken hatte er seitdem nicht wieder vernommen, er war niemals seitdem, auch wenn er in Churmark war, auf dem Lande gewesen. Noch immer hegte er treue und herzliche Neigung für das Engelke, er war ihr auch schon zu Hülfe gekommen und hatte sie wiedergesehen, als er nach Spandow kam und sein Amt als Hauptmann der Veste übernahm. Engelke war damals eine betrübte Wittwe gewesen, der es mit ihrem Waislein nicht gut ging, denn sie war ganz auf ihren Vetter Ottoken angewiesen, der mit seiner Anne Dorothee stattlich auf der Klosterschmiede saß und freundlich für die arme Base sorgte, deren Mann, ein churfürstlicher Hegereiter, auf einer Streife gegen Raubgesindel erstochen worden war.

Werner hatte die liebe Jugendfreundin, deren Züge ihn übrigens nicht an Yolantha erinnerten, denn das gute Engelke war eine gewaltig starke, große Frau geworden, zu seiner Beschließerin auf dem Schlosse zu Spandow gemacht, als welche Engelke sich sehr wichtig dünkte und wirklich einen großen Part in der Stadt spielte, namentlich den Leuten gegenüber, welche vorher die arme Hegereiter-Wittwe etwas über die Achsel angesehen hatten. Auch gegen Frau Anne Dorothee, ihre Schwägerin, stellte sich Frau Engelke jetzt sehr vornehm, denn die hatte sie oft empfinden lassen, daß sie nur aus Barmherzigkeit aufgenommen sei in der Klosterschmiede. Mit Ottoken dagegen blieb sie in der alten herzlichen Freundschaft, die immer zwischen ihnen geherrscht und den strengen Herrn Hauptmann, den pries sie über alle Maaßen, als das Musterbild eines vollkommenen Edelmannes; ja, es schimmerte eine Art von geistiger Verklärung um ihr gutes einfältiges Gesicht, wenn sie mit gehobener Stimme sprach: „Der strenge Herr Hauptmann, ich und Meister Ottoken, der Klosterschmied, wir sind von klein auf zusammen gewesen, mit einander aufgewachsen und gute Freunde geblieben!“

Sonst war Frau Engelke eine freundliche, milde, ordentliche und tüchtige Frau und Mutter.

Hatte das liebe einfältige Engelke nie mit andern Gefühlen an den Jugendgespielen gedacht? Klar war sie sich über dieselben aber sicherlich nicht geworden — ihren seligen Mann, den Hegereiter, einen derben guten Gesellen, hatte sie rechtschaffen lieb gehabt, die Augen wurden ihr immer noch naß, wenn sie von ihm sprach, in der Liebe zu ihm mochte Alles untergegangen sein, was von Leidenschaft für Werner in ihr gewesen; es war nur die stille Neigung früh verbundener Menschenherzen zu einander geblieben und diese war in einen bewundernden Fanatismus umgeschlagen, als der Jugendfreund hülfreich zu ihr trat, ihr eine geachtete Stellung gab, freundlich mit ihr verkehrte und väterlich für die Erziehung ihres Knaben sorgte.

Werner lächelte wehmüthig, als er der kleinen Engelke gedachte und das Kind, dem sich seines Herzens erste Liebes-Regungen zugewendet, mit der großen, dicken und gutmüthigen Frau verglich, die er so glücklich dadurch gemacht, daß er ihr den Posten einer Beschließerin gegeben. Das Leben hatte sich doch so ganz anders gestaltet, als er da-

mals geträumt! Eine Herzogstochter war seine Gemahlin geworden, sie war todt, er trug das Ordensgewand der geistlichen Ritter und das Engelke war seine Haushälterin!

Der Comthur entriß sich diesen Träumen, er nahm Platz an einem Tischlein, auf welchem eine Lampe stand und schloß einen kleinen Kasten auf, den ihm sein Leibdiener dahin gestellt. Es waren Schriften und Urkunden, welche der geheime Rath des Churfürsten einer genauen Durchsicht unterwarf, aber es wurde ihm schwer, zu prüfen und zu lesen, das Gebeiere der Glocken lockte ihn mächtig, leise klopfte die Pfingstnacht an's Fenster, er glaubte liebliche Stimmen zu vernehmen, die ihn riefen. Werner aber war ein zähes Kind von Brandenburg, er blieb trotzig sitzen und da er nicht arbeiten mochte, nahm er eine mit saubern kleinen Malereien verzierte Handschrift aus einer Kapsel von blauem Sammet. Das war eine Sammlung von geistlichen und weltlichen Dichtungen, welche ihm der burgundische Kanzler Ludwig von Caillabot Herr, von Angrie einst verehrt. Werner las mit lauter Stimme das uralte Pfingstlied, das von König Robert dem Weisen von Frankreich, dem frommen Sohne Hugo

Capet's, gedichtet, ein Lieblingslied des Comthurs war. Das Veni Sancte Spiritus König Roberts lautet in deutscher Uebersetzung:

Komm, o heil'ger Geist, zu Thal,
Sende von des Himmels Saal
Deines Lichtes holden Strahl.
Komm, der du die Armen nährst,
Gaben gern und mild gewährst,
Komm, der du die Herzen klärst.
Bester Trost in aller Noth
Komm, der du der Seele Brod,
Der uns süße Labung bot.
Ruhe schenkst du nach den Müh'n,
Schatten bei der Sonne Glüh'n,
Machst im Leid uns Trost erblüh'n.
Sel'ger Lichtglanz, rein und klar,
Fülle der getreuen Schaar,
Lautre Herzen ganz und gar.
Ohne deinen Wonneschein
Ist im Herzen nichts mehr rein,
Kann das Herz nicht schuldlos sein.
Wasche, was nicht rein und klar,
Fruchte, was der Früchte bar,
Heile, was verwundet war.

Beuge, was verstockt noch ist,
Wärme, was die Gluth vermißt,
Lenke, was des Wegs vergißt.
Deine sieben Gaben gieb
Ihm, der werth sich hielt und lieb,
Dir vertrauend treu verblieb.
Gieb der Treue Lohn zur Zeit,
Gieb im Tode Freudigkeit,
Gieb uns Heil in Ewigkeit!

Werner schob die Handschrift wieder in die Kapsel und betrachtete sinnend die drei silbernen Ringe, das Wappenbild der Caillabot, Herren von Angrie; an das Wappen des trefflichen Kanzlers knüpfte sich eine neue Gedankenreihe, die ihn nach Burgund führte. Burgund und Brandenburg! Dort lebte Carl Martel, Herr von Ardenne, sein und Yolantha's Sohn, man meldete dem Vater von Lille, daß sein Sohn ausgezeichnete Fähigkeiten verrathe und sich immer mehr gelehrten Studien zuneige.

Es war spät, als der Comthur sein Lager endlich suchte in dieser Pfingstnacht; der Mann aber bedurfte nur wenig Schlaf, er war am Morgen zeitig wieder gerüstet.

Nach dem Mittagsessen am ersten Pfingstfeier=

tage ritten sie über die Haide von Lahntop nach Poley. Der Comthur ritt voraus, einige zwanzig Schritt wenigstens, dann folgte der gestrenge Herr Diethoff von Arnim, Ritter und Landvoigt, Ehlert Voigt von Lahntop mit seinen fünf Söhnen und etliche zwanzig Reisige und Knechte. Werner fand den nächsten und bequemsten Reitweg ohne auch nur einmal zu fragen, die Haide war unverändert geblieben; da sah er den Baum, unter welchem er stand, als er den ältern Voigt von Lahntop singen hörte, als er zum ersten Male in seinem Leben Gesang vernahm; dort auf dem Hügel hatte er oft mit Engelke und Ottoken gerastet; hier waren noch die Reste einer Einzäunung, in welcher der alte Boldewyn einst ein krankes Roß gepflegt, da, wo der Pfad in's Holz lief, da hatte der Comthur das junge Engelke zum ersten Male geküßt — es war fast kein Platz, den der gestrenge und hochwürdige Herr Comthur nicht gekannt, an den sich nicht Erinnerungen für ihn geknüpft hätten. Es gab darunter auch solche, welche den geistlichen Ritter eben nicht sanft und erfreulich berührten, aber er nahm sie hin mit den andern bessern und dankte Gott für Beides.

Während Werner also seiner Heimath zuritt, denn das war Poley doch, obwohl er, wie wir wissen, zu Berlin geboren war, hatte sich dort die Nachricht seiner Ankunft verbreitet, das heißt, die Leute in Poley erzählten sich, der Landvoigt sei mit einem Comthur des Johanniter-Ordens auf Haus Lahntop eingeritten und werde am Pfingstsonntag auch nach Poley kommen.

Wir finden Haus Poley etwas verändert; es ist jetzt ummauert, die Gebäude sind sehr stattlich, man erräth auf den ersten Blick, daß der Besitzer des Edelhofes ein reicher Mann ist und wundert sich um so mehr über den wüsten Verfall des Dorfes, in welchem kaum noch zehn Häuser stehen, die nicht Spuren des Elends tragen.

Da sitzt der Herr des Hauses und Dorfes, der Junker Paridam Torban von Poley, auf seinem großen Stuhle mitten in der Sonne vor dem Hofthor. Der Junker sieht zwar älter, aber entschieden besser aus, als bei Werners Abreise von Poley, er hat die großen vorstehenden Oberzähne verloren, die seinem Antlitz etwas Wildes und Wüstes gaben, das schlichte weiße Haar unter der schwarzen Sammetmütze steht ihm auch nicht übel, kurz, der Jun-

ker würde ganz reputirlich aussehen, wenn der harte, tückische Blick in den Augen nicht wäre. Uebrigens ist der Junker trotz des höhern Alters, in welchem er steht, doch kräftig, gesund und lebenslustig auf seine Art. Freilich ist er lahm geblieben, den eisernen Griff, mit welchem Boldewyn der Schmied bei einem einsamen Kampfe, den unsere Leser kennen, seinen Fuß gefaßt, hat er nicht wieder verwinden können. Da sitzt der alte wüste Mensch in der Sonne, die ihn wohlthätig wärmt, aber seine Augen schweifen rastlos bald über den Hof, bald nach der Mühle hinunter und wehe dem unglücklichen Knecht, oder der armen Magd, welche etwas versieht, denn an der einen Seite des großen Stuhls lehnt eine Krücke, an der andern aber hängt eine schwere Knotenpeitsche. Es ertönt ein schriller Pfiff, welcher den Sünder oder die Sünderin mit wankenden Knieen und zagendem Herzen freilich, aber ohne Zögerung zu dem Stuhl des Herrn eilen läßt, um dort eine grausame Züchtigung in Empfang zu nehmen; mit höhnischem Gelächter empfängt der Junker die Herbeieilenden, aber die Unglücklichen wissen wohl, warum sie sich beeilen, die Züchtigung in Empfang zu nehmen, denn um den Stuhl des Jun=

kers liegen fünf häßliche schmutziggelbe Hunde mit Wolfsschnauzen, ein Wort des Junkers aber genügt, diese grimmigen Thiere auf den Zögernden zu hetzen. Daher die Eile, mit welcher man dem Pfiff gehorcht.

Junker Paridam Torban hat die letzten Jahre ein sehr behagliches, sorgenloses Leben geführt, selbst der letzte Schatten, Werner von Friesach, war verschwunden. Der Junker glaubte die Gewißheit zu haben, daß Werner todt sei, gefallen im Orient im Kampfe gegen die Ungläubigen; ehedem hatte Paridam Torban gewisse Verbindungen in Berlin unterhalten, er auch wohl verstanden, sich gut mit den Hauptleuten und Voigten zu stellen, von da ab ließ es alle seine Verbindungen fallen und kümmerte sich nicht mehr um die Außenwelt. Das Greisen-Alter machte sich wohl in diesem Verfahren bemerklich, der Junker war überzeugt, daß er von der Außenwelt seit Werners Tode nichts mehr zu fürchten habe, sie ging ihn nun auch weiter nichts mehr an. Daher war es gekommen, daß er nichts von Werners Rückkehr aus dem Orient vernommen, daß er nicht wußte, wie hoch die Stellung sei, die das Waisenkind jetzt einnahm, dem er den Vater ge-

mordet, gegen dessen Mutter er das Entsetzlichste verübt, dem er sein Erbe geraubt.

Er hatte am Morgen auch erfahren, daß der Landvoigt mit einem Comthur der Johanniter in Lahntop sei und nach Poley kommen würde, das hatte kaum seine Neugierde erregt, keine Ahnung sagte ihm, daß der Besuch vorzugsweise ihm gelte und verhängnißvoll für ihn werden könne. Das Gewissen des Junkers schlief einen so harten Schlaf, daß es niemals erwachte.

„Das wird der Landvoigt sein!“ sprach der Junker vor sich hin und hielt die Hand über die Augen, um besser zu sehen, als die Ersten des Reiterzuges um die Waldspitze kamen und sich der Brücke an der Mühle näherten, „und richtig ein Johanniter, das weiße achtspitzige Kreuz auf dem schwarzen Mantel, und da ist auch jener hartköpfige Narr, der Voigt von Lahntop, der gern ein Junker sein möchte, welche Menge von Reisigen! Der Landvoigt wird doch wohl nicht des Teufels sein, bei mir einzureiten; nun, mag er kommen, wenn er Lust hat, das aber will ich ihm vorher sagen, daß er hier keinen Trunk Bier, keinen Mundvoll Brod und kein Korn Hafer bekommen wird.“

Der Junker lachte höhnisch auf.

„Teufel und Teufels Großmutter!“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „sie kommen wirklich über die Brücke, was kann der Landvoigt von mir wollen? Freundnachbarlicher Besuch — ich kenne den von Arnim gar nicht und der Ehlert Voigt weiß, daß ich auf ihn spucke. Sieh, was dieser Johanniter für ein herrliches Roß reitet! die ganze Gesellschaft kommt hierher, freut Euch auf die Bewirthung, Leute, die Euch hier zu Theil wird; ich will was Uebriges für Euch thun, weil erster Pfingstfeiertag ist, frische Luft ist die herrlichste Erfrischung, die es geben kann, erfrischt Euch, erfrischt Euch!“

Der alte Junker lachte spöttisch.

In diesem Augenblick ritt der von Arnim, sein Roß antreibend, vor den Andern her, dicht an den Junker heran und sprach barsch: „Seid Ihr der Junker Paridam Torban von Poley?“

„Der bin ich, aber wer seid denn Ihr, daß Ihr in einem solchen Tone in meinem eigenen Hause mit mir redet!“ erwiederte der Junker zornig.

„Ich bin des Herrn Churfürsten Landvoigt,“ versetzte der von Arnim ruhig, „Euch aber, Junker Paridam Torban von Poley, fordere ich auf,

dieses Haus Poley mit Allem, was dazu gehört, weil Ihr es widerrechtlich in Besitz habt, sofort in meine Hand zu geben!"

Mit einem wilden Fluche richtete sich der Junker auf und faßte nach seiner Peitsche, heulend erhuben sich die fünf Wolfsschnauzen mit ihrem Herrn.

„Ich lasse Euch von meinen Hunden fassen!" kreischte er, vor Wuth fast erstickend.

„Wolkenthin, die Hunde los!" befahl der Ritter von Arnim laut und augenblicklich ließ der Leibknappe des Landvoigts zwei gewaltige Rüden los, die er bis dahin an der Leine geführt. Diese Molosser-Hunde stürzten sich mit dumpfem Anschlage sofort auf die wüthenden Wolfsschnauzen des Junkers und tödteten sie durch Bisse in's Genick auf der Stelle.

Das geschah so schnell, so blitzschnell, daß der Junker wie bezaubert um sich blickte, als seine fünf Gelben todt vor ihm lagen und die beiden Molosser zähnefletschend gegen ihn standen. Keiner sprach ein Wort, obgleich jetzt das Gesinde des Edelhofs zum Vorschein gekommen war und die Einwohnerschaft des Dorfes einen Kreis um die berittene Schaar bildete.

„Junker Paridam Torban von Poley", begann

jetzt der Landvoigt wieder, indem er sich vom Roß nach dem Gesicht des Junkers beugte", ergebt Euch in Euer Schicksal; wenn Ihr den Hof ruhig dem rechtmäßigen Besitzer übergebt und Euch willig in Alles fügt, was man über Euch beschlossen hat, dann wird man Euch nicht verfolgen wegen erschlichenen Lehnspardons, nicht wegen Meineid, Betrug und Diebstahl, nicht wegen mehrfachen Mordes!"

„Mord!" flüsterte der Junker mit zuckenden Lippen.

Man sah dem greisen Manne an, daß er gewaltig rang und endlich gelang es ihm auch, eine Art von Fassung wieder zu gewinnen und grimmig schrie er: „wer beschuldigt mich des Mordes?"

„Ich!" antwortete Werner näher reitend.

„Ihr?" rief der Junker, „ein Johanniter? wer seid Ihr? ich kenne Euch nicht!"

„Es ist Herr Werner Todt von Friesach," erklärte der Landvoigt, „Ritter und Comthur des Ordens zu Supplingenberg, überdem auch unseres Herrn Churfürsten Geheimer Rath und Hauptmann der Veste Spandow!"

Die Widerstandskraft des Junkers war schon halb gebrochen, als er seine gelben Hunde vor seinen Au-

gen niederbeißen sah, die Erscheinung Werners unterjochte ihn vollständig, mit scheuen Blicken hing er an dem Antlitz des Comthurs, der ernst auf ihn niederblickte. Wäre der Junker noch jünger und frischer gewesen, so würde er wahrscheinlich in seinem Trotze länger verharrt haben, jetzt aber gebrach ihm die Kraft; seit er Werner gesehen und dessen Stimme vernommen, war ein großer Schrecken über ihn gekommen, indessen wenn ihm auch Muth und Kraft versagten, die Schlauheit blieb ihm treu selbst in dieser bösen Stunde. Er winkte dem Landvoigt, und als der sein Haupt zu ihm neigte, sprach er mit matter Stimme: „aber wer bürgt mir für Straflosigkeit, wenn ich mich unterwerfe?“

„Ich!“ sagte Werner wieder.

„Ich zähle bis zwanzig“, begann der Landvoigt mit drohender Stimme, „habt Ihr Euch bis dahin nicht zur Unterwerfung entschlossen, dann laß ich Euch als einen längst verfallenen Mörder an diesem Thore hängen!“

„Ich unterwerfe mich!“ rief der Junker hastig.

„Es ist Dein Glück, Mensch“, entgegnete der Landvoigt ruhig und fuhr ernst fort, „so vernimm also, was mit Dir geschehen wird zur Belohnung

für Deine schnelle Unterwerfung. Eigenthum hast Du nicht mehr, denn Dein sonstiger Besitz wird nicht hinreichen, dem rechtmäßigen Besitzer dieses Gutes die Einkünfte zu ersetzen, welche Du unrechtmäßig seit Jahren genossen; man wird Dich von dieser Stelle aus sofort in eins der Häuser des Dorfes bringen, das wird man für Dich einrichten, Dir einen Wärter und Wächter bestellen, auch für Deine Kleidung, Deine Nahrung und Nothdurft reichlich, wenn auch nicht übermäßig, Sorge tragen. Solche Wohnung, Wartung und Verpflegung wirst Du genießen, so lange Du ein ruhiges, stilles und zurückgezogenes Leben führst, Dich an dem genügen lässest, was Du empfängst und keinen Anlaß zur Klage giebst; hüte Dich, Mann, denn die Strafe des Mörders schwebt immer über Deinem Haupte. Schließlich wird Dir geistlicher Zuspruch zum Heile Deiner armen Seele nicht versagt werden und wir hoffen, daß Du noch vor Deinem Scheiden aus diesem Leben mit Dank die Milde anerkennen wirst, die man Dir bewiesen!"

Junker Paridam Torban neigte sein Haupt, zum Zeichen seiner Einwilligung. Das gewonnene Gefühl, seinen Hals gerettet zu haben, war in diesem Augen=

blick das mächtigste, daneben fand er es wirklich milde, daß man ihn nicht einmal ins Gefängniß steckte; er hatte noch keine Vorstellung von der Lage, in die ihn Werners Rache, denn so verstand der christliche Ritter die Rache, versetzt, er wußte noch nicht, wie es ihm zu Muth sein werde, wenn er, aller Macht entkleidet, hilfsbedürftig sogar, unter denselben Menschen leben müsse, die er bis dahin als ein wüthender Tyrann mit der Peitsche beherrscht! Werners Rache war eine ernste und strenge Strafe, das fühlte der Elende aber noch nicht, ihm war genug, daß er weiter leben dürfe, wie er leben werde, das war ihm fürs Erste gleichgültig.

Ehlert Voigt von Lahntop gab jetzt seinem zweiten Sohne einen Wink, dieser stieg mit zwei Knechten vom Pferde, Junker Paridam Torban wurde aufgehoben und mit seinem Stuhle hinab ins Dorf getragen; der eine der Lahntoper Knechte blieb als Wächter und Wärter in der für ihn bereits eingerichteten Wohnung bei ihm. Wir wollen hier gleich erwähnen, daß der Junker bald genug den furchtbaren Ernst der über ihn verhängten Strafe erkannte. Er schäumte vor Wuth, als er bemerkte, daß er heute ein Gegenstand bald des Spottes, bald des Mit-

leidens derselben Leute war, die er gestern noch nach Willkür mit Hunden gehetzt und mit der Peitsche mißhandelt hatte. Die Peitsche hatte er noch, sie hing an seinem Stuhl, aber er wagte nicht, sie anzurühren. Zuweilen gerieth der unselige Mensch in wirkliche Tobsucht, aber nur vier Monate etwa dauerte dieses wilde Treiben, dieses Löken wider den Stachel, dann zeigte sich die Heilsamkeit der Strafe, der Junker wurde ruhiger, milder, er fing an mit den Kindern zu reden, die auf dem Platz spielten, auf welchem er in der Sonne saß, die Aelteren, die sich wohl befanden, seit sie von seiner Tyrannei erlöst, waren zur Verzeihung geneigt, und so entstand nach und nach ein Verhältniß zwischen dem früheren Tyrannen und seinen ehemaligen Sclaven, das ja begreiflicherweise noch immer des Schmerzlichen und Bittern genug für den Junker hatte, aber doch auch günstig auf ihn wirkte. Im folgenden Jahre bekam die Gemeinde Poley durch einen Anbau an die alte Sanct Georgskapelle eine eigene Kirche und einen eigenen Geistlichen, der sich besondere Mühe um den Junker gab, welcher sicherlich die merkwürdigste Person in seiner Gemeinde war. Paridam Torban von Poley hat fast noch fünf Jahre nach seiner Entsetzung

gelebt, er war rüstig beinahe bis an den letzten Tag, der Geistliche war sein Freund geworden, und er starb versöhnt mit der Kirche, voll Reue und Schmerz, aber auch voll Glaube und Hoffnung!

So hatte sich Werners Rache an dem Todfeind erfüllt, die Rache des brandenburgischen Edelmanns!

Doch wir haben den Tod des Junkers vorausgenommen, wir stehen noch an jenem Pfingstsonntagnachmittag vor dem Herrenhofe von Poley, wo dann der Landvoigt, nachdem der Junker hinuntergebracht worden war, ein Decret des Churfürsten verkündete, durch welches Paridam Torban von Poley aller seiner Güter für verlustig erklärt wurde; dieselben wurden dem Ritter Werner Todt von Friesach als Erben der Rechte seiner Mutter, der Frau Agnese von Friesach, geborene von Poley, zugesprochen, dieser aber gab dieselben als eine Schenkung unter Lebenden an den jungen Werner Voigt von Lahntop, seinen lieben Oheim und Pathen, als ein rechtes Eigenthum und Erbe. Endlich setzte der Voigt von Lahntop, als Vormund seines jüngsten Sohnes, dessen ältesten Bruder Ehlert Voigt von Lahntop als Verwalter über Poley, denn der junge Erbherr ritt auch fürder als Page mit seinem Wohlthäter.

Drei Tage blieben die Herrschaften in Poley und brachten Alles in eine gute Ordnung; Werner ging auch nach dem alten Kirchhof hinauf und befahl die Gräber seiner Mutter, des Schmieds Boldewyn und der alten Ilse mit Denksteinen zu belegen. Die Schmiede war ganz verfallen, weil Niemand von dem Junker sie hatte zu Lehn nehmen wollen; Werner ließ sie wieder aufbauen und setzte einen tüchtigen Burschen hinein, der bei Ottoken in Spandow viel gelernt hatte. Als Alles in Ordnung, ritten die Herren davon.

Aber Herr Werner von Friesach liebte Poley; er kam oft von Spandow, wo er auf der Burg seinen gewöhnlichen Wohnsitz hatte, nach Lahntop und Poley; ein Mal hat er auch den Klosterschmied, den wackern Meister Ottoken, und Frau Engelke, seine Ausgeberin auf dem Schloß, mit sich gebracht; das hat er aber nicht wieder gethan, denn Frau Engelke hat so viel geredet und geweint dabei, daß ihm ganz bange geworden ist, und auch Meister Ottoken hat in Poley nicht viel gefunden, was ihm gefiel, er hat nicht wieder darnach verlangt, seine Heimath zu sehen. Es sind nicht Jedem die Augen beschieden, welche, rückwärts blickend, aufwärts und vorwärts schauen! —

Hesekiel, George,

Unter dem Eisenzahn brandenburgischer Roman in drei Büchern

Bd.: 3. Band

Berlin 1864